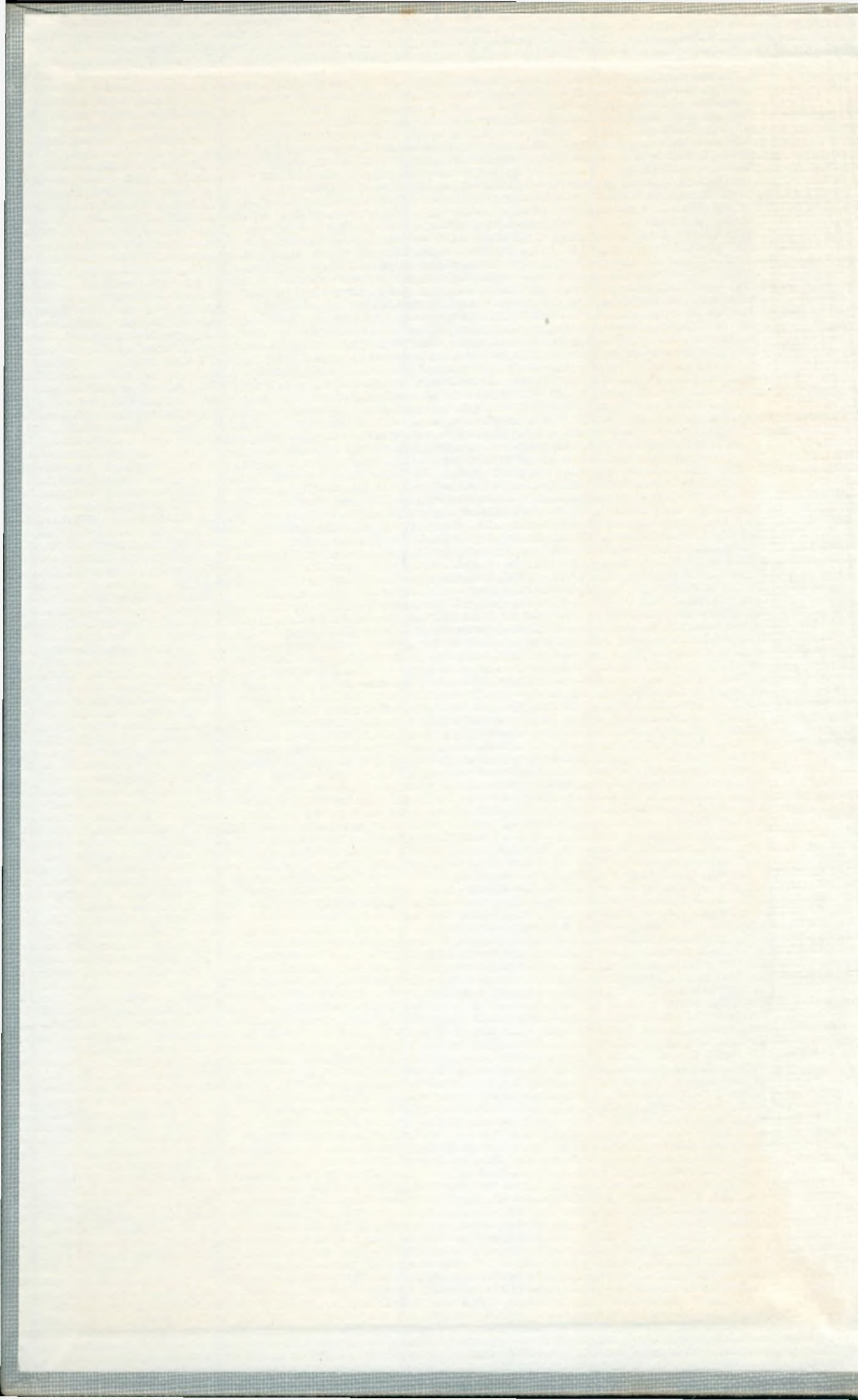
HANS W. HAGEN · ZWISCHEN EID UND BEFEHL







Hans W. Hagen

ZWISCHEN EID UND BEFEHL



Meinen Kameraden von der
Traditionsgemeinschaft Panzerkorps
„Großdeutschland"

Der Wahrheit die Ehre

ZWISCHEN EID UND BEFEHL

TATZEUGENBERICHT
VON DEN EREIGNISSEN AM 20. JULI 1944
IN BERLIN UND „WOLFSSCHANZE“

VON

HANS W. HAGEN

4. erweiterte und bebilderte Auflage

TÜRMER VERLAG MÜNCHEN

Einband: Eduard Steiner

4. erweiterte und bebilderte Auflage · 1968

Druck: Decker & Wilhelm, Heusenstamm bei Offenbach/M.

Vorwort

Die Öffentlichkeit wird — im Augenblick mehr denn je — überfüttert mit sogenannten „*Tatsachen*"-*Berichten*. Das Rezept, wonach sie hergestellt werden, ist ebenso durchsichtig wie der Zweck, zu dem man sie konjunkturbeflissen verbraucht. Einige „Tatsachen", die man sich aus irgendwelchen „Quellen" willkürlich besorgt, mischt man zu einem Ragout, übergießt sie mit einer Sauce im Zeitgeschmack und färbt das Ganze in die augenblickliche Tendenz ein. Dieses Unterfangen gelingt umso besser, je weiter der Autor innerlich oder erlebnismäßig von den Ereignissen entfernt war, — oder sich heute davon zu distanzieren bemüht. Mit Wahrheit hat das nichts zu tun. Es geht einzig darum, aus einer Konjunktur das eigene Geschäft abzuleiten. Historische Tatsachen und Ereignisse sind gerade gut genug als Mittel zum eigenen Zweck.

Das widerliche Ausschlachten und Verarbeiten der Vorgänge am 20. Juli 1944 für Geschäft und Tendenz, wie es 1955 im Wettrennen zwischen zwei Filmgesellschaften seinen Gipfel erreichte, bewies in Absicht und Methode, daß den Menschen mit solchem Gebaren aber auch garnichts mehr heilig ist. Der Blick in jede Illustrierte belegt die gleichen Tendenzen in Wort und Bild.

Uns Soldaten, die wir das am 20. Juli 1944 allgemeine wie besondere deutsche Schicksal auf einem Höhe-

punkt erlebten, geht es aber um Wahrheit und Ehre. Deshalb entschlossen wir uns, in einem „*Tatzeugen*"-*Bericht* die Vorgänge festzuhalten. Eigenes Erleben und die durch Ehrenwort bestätigten Erlebnisse der Kameraden wollen einen schlichten Gefechtsbericht von den Ereignissen in jenen Schicksalsstunden geben. Es braucht nichts hinzugetan zu werden. Die Größe dieses Tages wächst aus dem Maß seiner Tragik.

Dr. Hans W. Hagen,
Hauptmann d. Res. a. D.

München, Frühlingsanfang 1958.

Vorwort zur vierten, erweiterten und bebilderten Auflage

Trotz Boykott und Versuch, diesen Tatzeugen-Bericht totzuschweigen — es ist in keinem Organ der öffentlichen Meinungsbildung wie Fernsehen, Rundfunk oder lizensierter Presse auch nur der Versuch zu einer Auseinandersetzung mit meinen Darstellungen und Ansichten in einer Besprechung gemacht worden —, kann das Buch, wiederum in erweiterter Auflage und nun sogar durch Bilder und Skizze erläutert, erscheinen.

Wären mir geschichtliche Fehler anzukreiden, wie ich sie in Erwiderung auf meinen Bericht etwa Dr. Otto John (siehe Anhang) in jedem Satz nachweisen konnte, mein Bericht wäre längst verboten. Aber so wuchern Entstellungen weiter und führen, bei der heute üblichen leichtfertigen Art der „Geschichtsschreibung", die eher ein „Geschichten-Abschreiben" und ihre Kolportage aus trüben Quellen genannt werden kann, zu der allgemeinen Unsicherheit eines verwaschenen Geschichtsbildes, das zwar bestimmten Kreisen „volkspädagogisch erwünscht" sein mag, davon sich aber der um die Wahrheit besorgte deutsche Leser angewidert abwendet.

Indessen, nur die Klarsicht in unsere jüngste Vergangenheit eröffnet auch die Freiheit und die Kraft für ein Bild des deutschen Soldaten der Gegenwart und Zukunft, der fähig und gewillt sein muß, unser Schicksal zu schützen und dem Volk Sicherheit in Zeiten der Gefahr zu geben.

Mein besonderer Dank gilt diesmal Konteradmiral a. D. Karl Jesko von Puttkamer, der als langjähriger Tat-Zeuge aller Vorgänge im Führerhauptquartier (insbesondere auch am 20. Juli 1944 in „Wolfsschanze") durch Lageskizze, Erklärung und Anwesenheitsliste half, den Bericht auch nach dorthin zu veranschaulichen.

München, Herbst 1968.

Zur Einführung

Ohne Zorn und Haß die Wahrheit suchen helfen, soll die vornehmste Aufgabe dieses Buches sein. Sie ist dem überantwortet, der von den Beteiligten mit am nächsten unter den noch Lebenden dieser unmittelbaren Wirkkraft des ungeheuerlichen Ereignisses vom 20. Juli stand. Denn dieses Ereignis trennt hüben wie drüben und nicht minder in der gesamten gesitteten Welt, gewaltiger noch als der Eiserne Vorhang, die deutschen Menschen unserer Tage und alle, die an unserem furchtbaren Schicksal mitleiden. Es wirft seine Schatten gefährlich über die werdende Generation und bedarf unserer ganzen überzeugenden, heilenden Kraft, wenn nicht ein Wertgebäude menschlicher Vernunft zugrunde gehen soll, dem die besten Tugenden eingefügt sind. Deshalb muß es unsere Aufgabe sein, durch Wahrheitsfindung, Wahrheitsnennung und unser Bekenntnis zur gefundenen und benannten Wahrheit — ob es bequem oder unbequem ist — wieder ein gemeinsames Maß über diesen unversöhnlich erscheinenden Abgrund zu setzen.

So möge der vorliegende Bericht von Dr. Hagen, jenem Leutnant im Wachregiment „Großdeutschland", dem es zufiel, schicksalhaft inmitten der Ereignisse des 20. Juli mitzuwirken und sie trotz seiner schweren Kriegsverwundungen für eine solch schlichte Bericht-

erstattung zu überleben, uns und kommenden Geschlechtern Fundgrube sein für die Antwort, die wir schuldig werden, wenn an uns die Frage nach dem Wert des Eides, nach Gehorsam und Befehl gestellt wird. Sie muß das große Wort „In tyrannos" auf seine Echtheit und sittliche Bewährung dort zu prüfen haben, wo es unsere notwendige Erkenntnis romantisch zu trüben droht, während wir in Wirklichkeit zu erleiden hatten.

Leid hat nur Sinn, wenn der Mensch sich im Leid zu bewähren vermag, wenn er das Menschliche durch das Leiden herausläuterte. Auch die Findung und Erkenntnis der Wahrheit ist eine solche Bewährung. Danken wir Dr. Hagen für sein Bemühen, uns die Schwelle überschreiten zu helfen, die zu überwinden uns dieser 20. Juli immerwährend hinderte, seine Wahrheit, die allein versöhnt, zu finden. *Der Verlag*

Zwischen Eid und Befehl

Tatzeugen-Bericht von den Ereignissen am 20. Juli 1944 in Berlin und „Wolfsschanze“

Der Nachmittag im Wachregiment

Am 15. Mai 1944 verabschiedet der Generalleutnant von Hase, Kommandant von Berlin, den scheidenden Kommandeur des Wachregiments „Großdeutschland“, Oberstleutnant Kurt Gehrke, mit besonders herzlichen Worten. Er erinnert daran, wie in der Zeit der Bombenangriffe die gemeinsame Not und die daraus erwachsenen, bisher ungewohnten Aufgaben der Wachtruppe und der Kommandantur zu einem stärkeren Vertrauensverhältnis zwischen dem Kommandanten von Berlin und dem Kommandeur des Wachregiments

als der wichtigsten Einsatztruppe der Reichshauptstadt geführt hatten. Dann wendet er sich an den neuen Kommandeur und bittet ihn, dieses auf gegenseitigem Vertrauen aufgebaute Dienstverhältnis als Vermächtnis des scheidenden Vorgängers zu übernehmen.

Ein junger, sehr groß gewachsener Major erhebt sich, den meisten Gästen des Abends bis dahin unbekannt. Um so mehr wußten seine Frontkameraden im Regiment von ihrem Otto Ernst Remer. Ein Offizier der Propaganda-Kompanie gibt seinen Kollegen von der Presse im Verlauf des Abends in Stichworten Einzelheiten über den neuen „Chef“ bekannt, der sich auf dem Parkett der Reichshauptstadt gar nicht wohl zu fühlen scheint.[1])

Die folgenden Tage gehen dahin mit der Einweisung des neuen Kommandeurs in seine Dienstobliegenheiten, die grundverschieden sind von dem, was bisher seinen Tageslauf bewegt hatte. Was ihn aussöhnt mit dieser ersten Heimatverwendung ist die Tatsache, daß er nur frontbewährte Männer um sich hat, denn das Wachregiment ist die einzige Truppe in Berlin, die aus kriegsverwendungsfähigen Soldaten zusammengesetzt bleibt. Auf Grund besonderer Auszeichnung im Fronteinsatz werden diese Männer für ein Vierteljahr zur Dienstleistung nach Berlin kommandiert. Daher weht hier in der Rathenower Straße immerhin so etwas wie

Frontluft, — ganz im Gegensatz zu ungezählten anderen militärischen Dienststellen der Reichshauptstadt.

Remer braucht einen Adjutanten. Er geht die Reihe seiner Offiziere durch. Da ist ein Leutnant, Mitte dreißig, der ihm geeignet erscheint. Er hat in Rußland ein Auge verloren. Bereits beim Vorgänger, Oberstleutnant Gehrke, hatte er in den letzten Tagen dessen Adjutanten, Oberleutnant Bechtel, vertreten.

Mit den Worten: „Siebert, wollen Sie nicht mein Adjutant werden?" trägt ihm Remer das wichtige und vertrauensvolle Amt an. Siebert weiß die Auszeichnung, die in der Berufung zu dieser Vertrauensstellung beschlossen liegt, zu schätzen.

„Ich bin gern bereit, muß Sie aber, Herr Major, auf eine Tatsache aufmerksam machen. Ich bin im Zivilberuf Pfarrer und gehöre zur Richtung der ‚bekennenden Kirche', die in vielen Dingen im Gegensatz zu den Auffassungen steht, die man heute, besonders in der Partei, über Kirche und Religion hat".

Remer unterstreicht in soldatisch kurzer, klarer Art seine Antwort; er winkt ab: „Das interessiert mich überhaupt nicht. Mich interessiert der Mensch, der Soldat. Ich selbst bin zwar aus der Kirche ausgetreten, aber vielleicht sind Sie gerade deshalb eine gute Ergänzung zu mir. Wollen wir es nicht miteinander versuchen?"

Die beiden Männer bekräftigten sich mit einem Händedruck ihr gegenseitiges Vertrauen.

Oft schwirrt dem neuen Kommandeur der Kopf, wenn er sich durch die diplomatischen Verflechtungen durchwühlen muß. Da ist ein Antrittsbesuch bei Dr. Goebbels zu machen, denn er ist Reichsverteidigungskommissar und Gauleiter von Berlin, dann aber auch Schirmherr der Division „Großdeutschland", zu deren Verband das Wachregiment gehört.

Der Monat Juni geht vorüber mit Meldungen bei Dienststellen, die in irgendeinem Zusammenspiel mit dem Wachregiment stehen. Als Abwechslung des regelmäßigen Wachdienstes, den die einzelnen Kompanien in einem festgelegten Ablauf versehen, kommen die Alarmeinsätze bei Fliegerangriffen, eine Sonderaufgabe, die seit Mitte des vergangenen Jahres 1943 bereits immer stärkere Ausmaße im Dienstplan — aber eben völlig außerplanmäßig — einnimmt.

In den ersten Tagen des Juli 1944 wird dem Wachregiment zusätzlich ein neuer Plan unter dem Stichwort „Walküre" zugeleitet. Für den Fall von Arbeiterunruhen — Berlin hatte damals über eine Million Fremdarbeiter — oder einer Landung feindlicher Fallschirmtruppen im Weichbild der Reichshauptstadt sah dieser Alarmplan auch den bevorzugten Einsatz des Wachregiments vor. Am 15. Juli wurde er dann auch zum erstenmal für den gesamten Bereich von Groß-Berlin durchgeübt. Seine erste Stufe sah für das Wachregiment folgende Maßnahmen vor: Höchste Alarm-

bereitschaft aller verfügbaren Soldaten, feldmarschmäßiges Antreten im Kasernement, Bereitstellung der vollgetankten Fahrzeuge, Ausgabe von Marschverpflegung und scharfer Munition; der Kommandeur hat sich zum Kommandanten der Reichshauptstadt zu begeben, um von ihm persönlich die Einsatzbefehle zu empfangen.

Der Probealarm verlief zur völligen Zufriedenheit; das Regiment stand in 27 Minuten marschbereit, der Kommandeur kam zurück und konnte die Aufhebung der „Walküre“-Bereitschaft ansagen. Es hatte wieder einmal alles geklappt, es war wieder einmal, wie so oft beim Kommiß, vorgeübt worden. Also auch diese Aufgabe schien begriffen, im A-Fall würde alles planmäßig ablaufen. Niemand ahnte, welche Rolle dem Wachregiment für diesen A-Fall außerdem noch zugewiesen war.

Am 18. Juli wird Major Remer erneut zu einer Besprechung beim Stadtkommandanten, Generalleutnant von Hase, gebeten. Er soll über den Verlauf des Probealarms der „Walküre-Aktion“ innerhalb des Wachregiments Bericht erstatten. In Anwesenheit des Kommandanten, dessen Adjutanten, Major Dr. Ertl, und des Oberstleutnants Heintz erklärte er in seiner kurzen, nur das Notwendige hervorhebenden Art Ablauf und Gelingen der militärischen Vorübung. Generalleutnant von Hase verabschiedet ihn herzlich. Als Remer das

Dienstzimmer in der Kommandantur, Unter den Linden Nr. 1, verlassen hat, muß ihn von Hase gegen die argwöhnischen Herren seines Stabes verteidigen.[2])

* * *

Der 20. Juli 1944 ist schon rein witterungsmäßig ein sehr heißer Tag. Über Berlin brennt eine glühende Mitsommersonne. Der Morgen war in den Unterkünften der Wachtruppe wie alle Tage vorher vergangen. Die Fliegerangriffe hatten zwar etwas an Heftigkeit, nicht aber an Regelmäßigkeit nachgelassen. Die Kompanie des Eichenlaubträgers Oberleutnant Schlee war am Vormittag zur Wachablösung ausgerückt. Das Essen war vorbei, der Kommandeur saß zusammen mit dem Adjutanten und Leutnant Dr. Hagen in seiner Wohnung.[3])

Zwischen dem Kommandeur mit humanistischer Bildung, dem Adjutanten und Pfarrer, sowie dem Leutnant à la suite und Kulturhistoriker war eines jener im Kasino schon sattsam bekannten Gespräche im Gang, die den einen Teil der Offiziere zur Flucht in eine Skatrunde, den anderen aber zur lebhaften Anteilnahme veranlaßten. Diesmal ging es um die Frage des „Helianth“. Siebert wollte dieses althochdeutsche Epos als Markstein des germanischen Menschen in seinem Bemühen um das Christentum sehen, Hagen hingegen verwies auf den Auftraggeber, Ludwig den Frommen, und versuchte von da her eine von oben herbeigeführte An-

näherung der beiden entgegengesetzten geistigen Haltungen zu erklären. Remer entzog sich den Weiterungen durch die Flucht ins Poststadion-Bad, nicht ohne den beiden Kampfhähnen eine Flasche Wein für den Versöhnungstrunk spendiert zu haben. Es war ja von jeher Sitte im Wachregiment, daß bei freier Meinungsäußerung aller noch so verschiedenen Standpunkte niemals die Achtung vor dem Kameraden verletzt wurde.

In dieses Gespräch hinein klingelte nun der Fernsprecher. Siebert nahm den Hörer ab. Seine sonst heitere, frische und überlegene Art änderte sich:

„Jawohl, ich habe verstanden und wiederhole: ‚Walküre' ist ausgelöst."

Merkwürdig, daß in ihm kein Zweifel oder Überdruß aufstieg, man könnte schließlich wieder einmal, wie etwa vor wenigen Tagen, „vorüben". „Diesmal scheint es ernst zu sein", sagte er zu Hagen.

Alles andere lief nach bekanntem Plane ab. Nur das Bad des Kommandeurs war nicht vorgesehen. Aber auch heute klappte alles wie am Schnürchen. Die Kompanien standen abmarschbereit und empfingen gerade ihre scharfe Munition und die Verpflegung, als der Kommandeur nach knapp einer halben Stunde von der persönlichen Meldung beim Stadtkommandanten in Begleitung eines Oberstleutnants, der keinem der Offiziere des Wachregiments bekannt war, zurückkam. Die Lage-

besprechung fand im Kommandeurzimmer oberhalb der Wache statt. Remer erklärt folgende Lage:

„Attentat auf den Führer. Ausgang ungewiß. Das Heer übernimmt die Regierungsgewalt. Auftrag an das Wachregiment: Zernierung des Regierungsviertels innerhalb der Bannmeile. Es darf niemand passieren, auch kein Minister oder General."

Die Kompanieabschnitte längs der Bannmeile werden eingeteilt, die Kompaniegefechtsstände an Hand der Karte festgelegt. In diese Besprechung kommt ein Fernruf, den Major Remer unwillig abwehrt. Die Offiziere verstehen nur:

„Ich habe keinen Mann frei, und übrigens hat mir vom OKH aus niemand zu befehlen. Lassen Sie mich mit solchem Kleinkram in Ruhe. Entscheiden Sie gefälligst selbst." Die Offiziere vermuten, daß er mit seinem Wachführer im OKH (Oberkommando des Heeres), Oberleutnant Rudolf Schlee, gesprochen hat.

Die Lageausgabe geht zu Ende. Remer, der sich sonst nur an Tatsachen hält, spricht auf einmal davon, daß er ein ungutes Gefühl nicht los werde. Dann aber reißt er sich zusammen:

„Wir werden die Lage klären. Man sprach in der Kommandantur von ausgebrochenen Unruhen. Ich habe auf meiner Fahrt hin und zurück nichts bemerken können. Also, nur mein Befehl gilt. Hat noch jemand eine Frage?"

Der mit Major Remer als Sachverständiger für Transport- und Verkehrsfragen gekommene Oberstleutnant Wolters mustert gespannt das Offizierkorps und sagt: „Betrachten Sie mich hier, bitte, nicht als Spitzel." Darauf antwortet Leutnant Hagen, zu Remer gewandt:

„Herr Major, ich bitte, Sie unter vier Augen sprechen zu dürfen."

Remer willigt ein. Beide gehen ins Adjutantenzimmer.

Auf seinem Weg zur Unterkunft des Wachregiments gegen 13 Uhr 45 hatte Hagen in der Friedrichstraße, auf der Höhe des Wintergartens, den ehemaligen Oberbefehlshaber des Heeres und zur Disposition gestellten Generalfeldmarschall von Brauchitsch in voller Uniform und mit Marschallstander am Wagen an sich vorbeifahren sehen; ein Irrtum war ausgeschlossen. Hagen hatte als schwerverwundeter Soldat nach dem Frankreichfeldzug monatelang im Oskar-Helene-Heim gelegen, dessen Schirmherrin Frau von Brauchitsch war, die mit ihrem Mann regelmäßig das Lazarett besuchte. Auch wurden die gehfähigen Verwundeten von Zeit zu Zeit ins Haus Dohnenstieg 19, die Dienstwohnung des Oberbefehlshabers des Heeres, eingeladen. So war Hagen oft mit dem Generalfeldmarschall ins Gespräch gekommen und hatte ihn auch jetzt beim Grußwechsel auf der Straße wiedererkannt. Für den Augenblick legte

Hagen der Begegnung keine Bedeutung bei, obwohl es ihm hätte auffallen sollen, daß der dienstenthobene, ehemalige Oberbefehlshaber des Heeres plötzlich wieder in Uniform und im Dienstwagen fuhr, ohne daß in der Öffentlichkeit etwas über eine Wiedereinsetzung verlautet wäre.

In der gespannten Lage glaubte nun Hagen, seinem Kommandeur Mitteilung von der Begegnung machen zu müssen. Remer wiederholte seine Bedenken, sprach noch von dem unklaren Tatbestand, den er in der Kommandantur angetroffen hätte, wo man ihm keine Auskunft über die Weiterungen des Anschlages oder über die Täter geben konnte, wie ihm ferner General von Hase nur achselzuckend auf seine Fragen begegnet wäre. Man kam überein, den Dingen auf den Grund zu gehen. Was lag näher, als Hagen, der ohnehin im Propagandaministerium Dienst tat, zu Goebbels zu schicken? Goebbels war ja Reichsverteidigungskommissar und zugleich Schirmherr der Division „Großdeutschland".

Sie gehen ins Zimmer des Kommandeurs zurück, wo sich noch sämtliche Offiziere aufhalten. Vom Flurfenster herab trifft der Blick die Spitze des inzwischen feldmarschmäßig angetretenen Regiments, d. h. der drei Kompanien[4]). Erst in jenen Tagen vollzog sich gerade die Aufstockung des Bataillons zum Regiment. Nun fahren die Lastkraftwagen über den rückwärtigen

Kasernenhof heran, die dann die einzigen „schweren“ Waffen, nämlich sieben „Tschechen-Paks“, aufnehmen sollen.

Major Remer wendet sich zu seinen Offizieren:

„Also, die Befehle sind klar, die Kompanien haben ihre bestimmten Räume. Einzig und allein mein Befehl gilt. Leutnant Hagen fährt in meinem Auftrag zu Goebbels, um dort die Lage zu klären, über die man sich in der Kommandantur anscheinend nicht im klaren ist. Mein Gefechtsstand ist in der Kommandantur, Vorzimmer des Generalleutnants von Hase. Dorthin melden Sie mir die Ausführung meiner Befehle. Leutnant Gees bleibt als Meldekopf hier im Kasernement.“

* * *

Im nächsten Augenblick übernehmen die Chefs ihre Kompanien; bei Leutnant Hagen meldet sich der Kraftfahrer Voegtle, ein biederer Schwabe, um ihn zu Goebbels zu bringen. Auf dem Beisitz fühlt sich Hagen durch den langen Degen, den man damals im Wachregiment trug, behindert. Er wirft ihn einer Ordonnanz zu und fährt ohne Waffe davon. Auch die Dienstmütze ersetzt er nicht, wie vorgeschrieben, durch den Stahlhelm. Jede Streife des Ordnungsdienstes hätte ihn wegen des unvorschriftsmäßigen Anzuges festnehmen können.

Das Ziel ist das Propagandaministerium am Wilhelmsplatz. Im ersten Stock befindet sich das Ministerbüro. Die SS-Wache kennt den Leutnannt des Wach-

regiments und läßt ihn ohne Umstände vorbei. Er geht sofort ins erste Zimmer linker Hand, denn dort sitzt Regierungsrat Heinrichsdorff, den er seit Jahren kennt. Förmlichtun ist unter Freunden nicht üblich, und so platzt Hagen gleich heraus:

„Was wird hier gespielt?"

Heinrichsdorff versteht die Frage nicht; im Ministerbüro herrscht völlige Ahnungslosigkeit und Ruhe.

„Ich muß sofort den Minister sprechen", dringt Hagen weiter und erklärt die Lage und die Befehle an das Wachregiment. Der persönliche Referent des Ministers begreift.

„Der Minister ist bereits in seiner Wohnung, aber ich werde dich gleich anmelden."

Die Anmeldung verzögert sich, weil in der Wohnung ein „Blitzgespräch" mit dem Führerhauptquartier läuft, was die Sperre aller anderen, gleichzeitig laufenden Ferngespräche zur Folge hatte. „Führungs-Blitz" hatte den absoluten Vorrang. Nach wenigen Minuten kommt Heinrichsdorff mit der Mitteilung, Hagen möge sofort in die Ministerwohnung, Hermann-Göring-Straße Nr. 20, kommen, zurück.

Der diensttuende Wachoffizier, SS-Hauptsturmführer Eckholt, begleitet Hagen ohne Umschweife bis zum Arbeitszimmer im ersten Stock.

„Na, Dr. Hagen, was bringen Sie?" fragt Goebbels, ohne irgendwelche Unruhe über das zu dieser Stunde

und in diesen Räumen nicht alltägliche Erscheinen eines Offiziers vom Wachregiment zu verraten.

„Mein Kommandeur, Major Remer, bittet um Aufklärung. Das Wachregiment ist unter dem Stichwort ‚Walküre' vor gut einer Stunde alarmiert worden. Folgende Lage wurde in der Kommandantur ausgegeben: Attentat auf den Führer — Ausgang ungewiß — das Heer übernimmt die vollziehende Gewalt — das Wachregiment zerniert das Regierungsviertel längs der Bannmeile — es ist niemand durchzulassen, auch kein General oder Minister."

Goebbels fällt sofort ein:

„Aber das stimmt ja nicht. Der Führer lebt. Ich habe soeben mit ihm gesprochen. Es ist zwar ein Attentat auf ihn versucht worden, doch er ist ihm wie durch ein Wunder entgangen. Alles andere, was hier geschieht, ist doch Unsinn."

Hagen tritt zum Fenster.

„Bitte, Herr Minister, im Augenblick fährt eine Kolonne meines Regiments vorbei in die befohlenen Einsatzräume. Es ist Ritterkreuzträger Oberleutnant Schulze mit seiner Kompanie, ich erkenne ihn genau."

Goebbels: „Was machen wir da?"

Hagen: „Ich schlage vor, den Kommandeur des Wachregiments herzubitten."

Goebbels sitzt bereits wieder an seinem Schreibtisch und protokolliert, wie von Anfang an, jedes Wort der

Unterredung. Jetzt verlangt er eine Verbindung mit dem Kommandeur der Leibstandarte „Adolf Hitler“ (LAH) in Lichterfelde. Dieser meldet sich umgehend.

„Obersturmbannführer G., ich ordne als Reichsverteidigungskommissar und Gauleiter von Berlin die sofortige Alarmierung der Leibstandarte an. Die Männer bleiben aber innerhalb der Unterkunft in Sitzbereitschaft. Die Leibstandarte verläßt das Kasernement nur auf meinen ausdrücklichen Befehl, den ich entweder mündlich durch persönlich bekannte Kuriere oder schriftlich Ihnen zukommen lasse.“

Hagen, zum Mithören an der Abhörmuschel eingeladen — das Gespräch vollzog sich unter vier Augen —, vernimmt, wie der Kommandeur der LAH den Befehl wiederholt und die wörtliche Befolgung zusichert. Goebbels, nachdem er den Hörer aufgelegt hat, sagt zu Hagen:

„Ich habe die LAH für den Eventualfall eingeschaltet, sie gleichzeitig aber auch, wie Sie gehört haben, wieder ausgeschaltet. Ich will nicht, daß sich, wie 1934 SA und SS, jetzt Wehrmacht und SS gegenüberstehen.“ Als er Hagens Gesicht bemerkt, der über die ihm bis dahin nicht aufgegangene Tragweite des Geschehens nachzudenken beginnt, bricht er kurz ab.

„Gut, fahren sie nun zu Remer und bitten Sie ihn zu mir.“

Hagen meldet sich ab. Wie er aber die Türklinke

ergreift, tritt Goebbels neben ihn, faßt ihn am linken Arm und fragt:

„Ist Remer auch sicher?"

Hagen antwortet erschreckt und empört zugleich:

„Herr Minister, für meinen Kommandeur meinen Kopf."

Goebbels gibt zurück:

„Gut, holen Sie ihn und sagen Sie ihm, daß, wenn er in zwanzig Minuten nicht hier ist, ich die Leibstandarte in Marsch setze, weil ich dann annehmen muß, daß er gegen seinen Willen in der Kommandantur festgehalten wird."

Beim Verlassen des Vorzimmers hört Hagen noch, wie der Kommandeur der LAH sich fernmündlich über das eben geführte Gespräch rückversichert.

* * *

„Zurück zum Wachregiment!" bedeutet Hagen seinem Kraftfahrer.

Dort findet er aber den Eingang verbarrikadiert. Ein MG ist in Stellung gebracht, der Posten trägt statt des Gewehres eine Maschinenpistole und Handgranaten im Gürtel. Der Führer des Meldekopfes, Leutnant Gees, wird ans Fenster des Adjutantenzimmers im ersten Stock des Wachgebäudes gerufen. Von dort aus erfolgt die gegenseitige Unterrichtung über die Lage. So erfährt Hagen, daß der Kommandeur seinen Gefechts-

stand im Vorzimmer des Stadtkommandanten, des Generalleutnants von Hase, in der Kommandantur, Unter den Linden Nr. 1, bereits bezogen hat.

Das bedeutet also: Auf zur Kommandantur.

Bei der Durchfahrt durch das Brandenburger Tor gibt es den ersten unfreiwilligen Aufenthalt. Die Soldaten des Regiments nehmen ihren Auftrag sehr genau. Niemand darf passieren, auch kein Minister oder General; das galt auch für den Offizier der eigenen Truppe. Der Chef der ersten Kompanie, Ritterkreuzträger Hauptmann Blumenthal, muß persönlich eingreifen, damit das Krad des Obergefreiten Voegtle mit einem Leutnant in mangelhaftem Dienstanzug die Absperrung durchfahren kann.

In der Kommandantur sieht es auch anders aus als sonst. Dort stellt für gewöhnlich das Wachregiment die Posten. Heute aber kontrollieren neben ihnen noch Männer des Streifendienstes die Soldbücher. In den Gängen und Treppen herrscht ein Kommen und Gehen von Kommandanten der verschiedensten Berliner Einheiten. Nur das Vorzimmer des Stadtkommandanten ist leer. Aber Hagen hört ihn durch die offene Tür mit Remer sprechen. Soll er hineingehen?

Instinktiv entschließt er sich, den Adjutanten aufzusuchen. Als er das Vorzimmer wieder verläßt, kommt ihm dieser zusammen mit dem Ordonanzoffizier, Leutnant Buck, entgegen. Zu dritt suchen sie eine ruhige

Ecke im Treppenhaus. Dort eröffnet ihnen Hagen kurz den augenblicklichen Stand: „Lage völlig ungeklärt. Der Führer lebt, ein Attentat auf ihn hat stattgefunden. Dr. Goebbels läßt den Kommandeur zu sich bitten. Die Leibstandarte ist alarmiert, verbleibt aber auf ausdrücklichen Befehl von Goebbels in Sitzbereitschaft innerhalb der Unterkunft. Sollte Remer in zwanzig Minuten nicht erscheinen, nimmt der Reichsverteidigungskommissar an, daß er gegen seinen Willen festgehalten wird, und läßt die LAH marschieren. Mit der Möglichkeit eines Putsches, von welcher Seite ist noch nicht erkennbar, muß gerechnet werden."

Ein Uhrenvergleich beschließt die Besprechung. Siebert und Buck gehen ins Vorzimmer, Hagen zum Ausgang. Dort wird ihm der Austritt verwehrt.

„Niemand darf das Haus ohne schriftlichen Befehl des Generals verlassen."

„Verflucht nochmal, was wird eigentlich hier gespielt?" denkt Hagen, der doch zu Goebbels zurück muß, um die Durchführung seines Auftrages zu melden.

Doch da stehen ja zwei Feldwebel des eigenen Regiments, Kerle wie Barockschränke. An sie wendet er sich:

„Jungs, wer hat hier eigentlich Wachdienst? Die da wollen mich nicht durchlassen. Ich habe eine dringende Befehlsübermittlung."

Die beiden Feldwebel nehmen ganz ruhig ihre Maschinenpistolen in Anschlag und sagen nur:

„Platz für unseren Leutnant!"

Nach wenigen Minuten meldet Hagen die Durchführung seines Auftrages dem Reichsverteidigungskommissar. Die Wartezeit von zwanzig Minuten beginnt abzulaufen. Als er das Dienstzimmer des Ministers betrat, beendete dieser gerade ein neues Gespräch mit „Wolfsschanze" mit den Worten: „Heil, mein Führer!"

* * *

Siebert und Buck haben nicht diese Schwierigkeiten. Im Augenblick, als sie das Vorzimmer betreten, kommt Remer aus Hases Zimmer. Siebert meldet den Lagebericht und die Bitte von Goebbels an den Kommandeur, zu ihm zu kommen. Remer hört sich die Meldung an und entscheidet:

„Sie kommen beide mit mir zum Kommandanten und wiederholen in seiner Gegenwart, was Sie mir eben gesagt haben."

So geschieht es auch. Remer, noch völlig unbefangen und pflichttreu seinem Vorgesetzten gegenüber, überläßt ihm sogar die Entscheidung:

„Was glauben Sie, Herr General, soll ich tun?"

„Sie fahren nicht zu Goebbels", ist die erste entschiedene Antwort, die Remer, ganz im Gegensatz zu den wiederholten Anfragen um Auskunft über die allgemeine Lage, nun von General von Hase erhält.

In diesem Augenblick rückt ein kurz zuvor erlebtes

Ereignis für Remer in ein eigentümliches Licht. Hatte nicht von Hase gesagt: „Jetzt müssen wir noch Goebbels verhaften?“ Auf Remers Rückfrage, ob es sich um eine Art Schutzhaft handle, war wieder nur das unentschlossene Achselzucken erfolgt, das jeden Befehl an diesem Tag so unklar machte. Remer war seinerseits in die Bemerkung ausgewichen, daß es ihm nicht richtig erscheinen wolle, wenn er den Schirmherrn der eigenen Division verhaften würde. Der General sah das ein und beauftragte einen Zug des Heeresstreifendienstes mit dieser Aufgabe.

Buck und Siebert verlassen das Zimmer des Kommandanten; Remer bleibt zurück. Man bespricht die vollzogene Absperrung der Bannmeile; von Hase deutet in der Karte auf die Häuserblöcke östlich des Anhalter Bahnhofes und empfiehlt sie der besonderen Aufmerksamkeit der bewachenden Einheitsführer.

„Was ist denn da wichtiger als sonstwo?“ fragt Remer. Aber wieder antwortet ihm bloß das Achselzucken. Remer war zu kurz noch in Berlin und wußte nicht, daß dort, von Hedemannstraße über Wilhelmstraße bis Albrechtstraße, Gestapo und SD ihre zentralen Dienststellen hatten.

Da will sich Remer selbst vergewissern:

„Wenn Herr General gestatten, werde ich jetzt die Durchführung des Befehls zur Zernierung des Regierungsviertels nachprüfen.“

Mit einem „Bitte sehr" verabschiedet der Stadtkommandant den Kommandeur seiner einzigen schlagkräftigen Truppe innerhalb des Stadtbezirkes.

Vor der Kommandantur geht Remer auf und ab. Er muß seinen Kopf in freier Luft von den widerstreitenden Gedanken befreien. Herrgott, auch draußen gab es oft verzwickte Situationen, erhielt man Befehle, die erst in den vordersten Linien zurechtgebogen werden mußten. Die Folgen blieben für den Verantwortlichen immer gleich: entweder Kriegsgericht oder Ritterkreuz. Aber hier, heute, hatte das alles noch eine besondere Schwere, die er sich nicht klarmachen konnte. Nur eines stand fest, jetzt schon: Er geriet immer mehr in eine Lage, die letzte ethische Entscheidungen von ihm forderte und über die rein tatsächliche Ausführung des Befehls hinaus in die Übernahme der Selbstverantwortung führte. Welche Fronten zogen sich hier zusammen? Welche Richtpfeiler des Handelns blieben ihm da noch im Strudel der Ereignisse? Und wie alle letzten Dinge, je schwerwiegender sie werden, sich am Ende doch als höchst einfach erweisen, so gipfelten auch für Remer alle Fragen in diesen entscheidenden Minuten in der einen nach dem Eid des Soldaten. Wo steht der Eid? Lebt der Eidträger? Warum gibt mir mein Kommandant auf die wiederholt gestellte Frage keine Antwort?

Noch immer steht Remer unschlüssig vor der Kom-

mandantur; er zündet sich die unvermeidliche Zigarette an, geht wieder unruhig auf und ab. Da tritt sein Adjutant Siebert aus dem Eingangstor. Wie sie beide voreinander stehen, fühlt jeder, daß jetzt eine Entscheidung herangereift ist. Die Zigarette, die Remer zu hastigen, gierigen Zügen zum Mund führt, zittert in seiner Hand. In seinem bleichen Gesicht zeichnen sich die widerstreitenden Gefühle ab.

„Siebert, was würden Sie an meiner Stelle tun?", fragt der Kommandeur seinen Adjutanten, der ihm in dieser Stunde „Gehilfe" in des Wortes eigentlicher Bedeutung sein soll. Als Siebert noch einen Augenblick überlegt, umreißt Remer seine Lage:

„Hase verbietet mir, zu Goebbels zu fahren; Hagen läßt mich dagegen wissen, daß Goebbels mich erwartet. Hase scheint die Lage nicht zu durchschauen. Goebbels behauptet, daß der Führer lebt. Wenn das der Fall ist, waren die Befehle zur Zernierung des Ministerviertels Unsinn. Ich glaube, wir stehen hier zwischen zwei Feuern. Siebert, jetzt geht es um den Kopf. Was sollen wir tun?"

Auch Siebert kann seine innere Erregung nur mühsam bändigen. Er fällt aus seinem sonst einwandfreien Tonfall in seine fränkische Mundart.

„Mein Vorschlag, Herr Major: Es war richtig, das Regierungsviertel zu zernieren, denn wir haben diesen Befehl auf dem Dienstweg erhalten. Aber jetzt müssen

wir uns unter allen Umständen ein Bild von der tatsächlichen Lage verschaffen."

Das genügt Remer als Bestätigung seines Vorhabens. Wortlos nickt er seinem Adjutanten zu und steigt in den bereitstehenden Wagen. Für ihn steht fest: auch Goebbels wird er nur als Weg benutzen, um zu den nötigen Erkenntnissen und eigener Entscheidung zu gelangen. Er befiehlt dem Fahrer:

„Richtung Brandenburger Tor, dann links ab, Hermann-Göring-Straße Nr. 20."

Siebert ist ihm wortlos gefolgt. Auch jetzt wird nicht gesprochen, aber Remer spürt das befreiende Gefühl, doch einen Menschen nahe bei sich zu haben, der ihm, bei aller Andersgeartetheit der geistigen Heimat, das Vertrauen zu der Richtigkeit seines Handelns stärkt, ohne ein Wort, rein durch die Gegenwart.

* * *

Am Eingang zur Ministerwohnung wartet Hagen ungeduldig auf seinen Kommandeur. Die ersten zehn Minuten waren rasch vergangen. Als er nach der Rückmeldung bei Goebbels am Gartentor nach Remer Ausschau hielt, traf dort gerade das Peloton ein, das den Auftrag zur Verhaftung des Ministers durchführen sollte. Eine kurze Orientierung über die Lage genügte, um den leitenden Offizier zu veranlassen, sein Vorhaben aufzuschieben und auf Remer zu warten.



Bild 1

Bild 2

Bild 3

Während sich die folgenden Minuten bis zur Unerträglichkeit dehnten, begannen zwei Vorstellungen, Hagens Denken zu beherrschen. Was wäre geschehen, wenn dieser Trupp mit der SS-Wache des Hauses zusammengestoßen wäre? Eine Schießerei wäre unvermeidlich geworden. Die Männer der Feuerwerkerschule Lichterfelde machten zwar einen martialischen Eindruck mit ihren Handgranaten im Koppel, aber gegen die SS-Wache, die noch zu allem den Schutz der Mauer und des Hauses für sich hatte, erschienen sie wie hilfloser Landsturm, letztes Aufgebot. Und dann: Würde Remer rechtzeitig kommen? Würde er überhaupt kommen?

Bereits eine Viertelstunde war vorbei, und noch immer zeigte sich nichts. Da, zwei Minuten vor Ablauf der Frist, bog der Wagen des Kommandeurs aus dem Brandenburger Tor in die Hermann-Göring-Straße ein.

Remer hatte ein verändertes Gesicht. Alle Zweifel, aber auch alle Entschlossenheit standen in seinen Zügen. Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, eilte er die Treppe hinauf, dann grußlos an den Beamten des Vorzimmers vorbei in das Arbeitszimmer des Ministers.

Der Munitionsminister Speer und der Bürgermeister Steeg, beide im Vorzimmer stehend, werden von ihm nicht bemerkt, auch nicht der Verbindungsoffizier der Leibstandarte „Adolf Hitler", der bereits aus Lichterfelde eingetroffen war. Er sieht durch die sich öffnende Tür Goebbels hinter einem großen Schreibtisch sitzen.

Dieser erhebt sich sofort und kommt ihm entgegen. An der Schmalseite des Diplomatenschreibtisches treffen sie sich: Goebbels, kaum 1,60 Meter groß, Remer, ihn mit seinen 1,89 Meter um anderthalb Köpfe überragend.

Goebbels: „Ich danke Ihnen, Herr Major, daß Sie gekommen sind."

Remer: „Herr Minister, ich habe die Verbindung mit Ihnen aufnehmen lassen, weil ich in dem völlig undurchsichtigen Zustand Klarheit über die Lage haben muß. Mir wurde eröffnet, auf den Führer habe ein Attenttat stattgefunden."

Goebbels: „Das stimmt."

Remer: „Der Führer sei tot."

Goebbels: „Der Führer lebt."

Remer: „Aber das Heer hat die Regierungsgewalt übernommen."

Goebbels wird unsicher.

„Wie kommen Sie darauf? Der Führer übt nach wie vor die Regierungsgewalt aus. Sie sind einer Mystifikation aufgesessen."

Remer läßt den Gegenschlag nicht gelten.

„Können Sie mir das beweisen, Herr Minister?"

Goebbels: „Ich habe vor wenigen Minuten mit dem Führer selbst gesprochen."

Remer: „Ich möchte den Führer ebenfalls sprechen."

Goebbels atmet auf.

„Aber selbstverständlich, Herr Major. Bei der Folgen-

schwere der Befehle, die Ihnen durch die Kommandantur gegeben worden sind, verstehe ich Ihre Forderung nur zu gut." Dabei weiß Goebbels nicht, daß unter diesen Befehlen auch der zu seiner eigenen Verhaftung war.

Ein Druck auf den Klingelknopf. In der Tür zum Vorzimmer erscheint der Pressereferent des Ministers, Oberleutnant von Oven, der in Abwesenheit des Adjutanten, SS-Hauptsturmführer Schwägermann, Dienst tut.

„Bitte ein Führungs-Blitz-Gespräch mit ‚Wolfsschanze', und zwar Führerbunker."

Ein solches Gespräch läuft über die Vermittlung OKW. Weder Goebbels noch Remer kommen in diesem Augenblick auf den Gedanken, daß sowohl die Zentrale in der Bendlerstraße als auch der Nachrichtenbunker in Lötzen in Händen von Putschisten sein könnten, die eine Verbindung unmöglich machen würden. Immerhin, es hatten vor nicht einer halben Stunde bereits Blitzgespräche stattgefunden, durch das die ersten Mitteilungen vom Attentat übermittelt wurden.

Es vergeht kaum eine Minute, und das Gespräch ist da. Goebbels übernimmt die unmittelbare Vermittlung zum Apparat des Führers und beginnt, als dieser sich meldet:

„Mein Führer, der Kommandeur des Wachregiments ‚Großdeutschland' ist auf meine Bitte zu mir gekommen und verlangt Klarheit über die Lage, die er für

die Durchführung der ungenauen Befehle braucht, die ihm hier von der Kommandantur gegeben werden. So hat das Wachregiment das Regierungsviertel zerniert mit der Aufgabe, niemanden passieren zu lassen, weder einen Minister noch einen General."

Remer dauert das alles bereits viel zu lange. Oder wird hier überhaupt eine Komödie gespielt, sind das alles einleitende Schritte, verschlüsselte Stichworte, um andere Dinge zu decken?

Er wird unruhig.

Goebbels bemerkt Remers Nervosität, bricht ab und sagt:

„Darf ich an Major Remer übergeben?"

Damit reicht er dem ungeduldigen Kommandeur der Wachtruppe den Hörer. Remer meldet sich militärisch.

Adolf Hitler: „Hören Sie meine Stimme?"

Remer: „Jawohl, mein Führer."

Als hätte Hitler den Zweifel durchklingen gehört, fragt er weiter:

„Sind Sie überzeugt, daß ich es bin?" [5]).

Wie der Kommandeur des Wachregiments noch einen Augenblick mit der Beantwortung zögert, erklingt schon wieder die Stimme Hitlers, und er wischt mit der unumwundenen Anrede auch die letzten Zweifel fort.

„Major Remer! Da hat eine kleine Clique von treulosen und ehrvergessenen Offizieren einen Anschlag gegen mich verübt. Er ist mißlungen. Wie mir gemeldet

wird, ist im Zusammenhang damit auch in Berlin eine Aktion angelaufen. Ich gebe Ihnen, Major Remer, den Befehl, diesen Putsch mit allen Mitteln niederzuschlagen. Sie haben keinen Vorgesetzten, aber alle Gewalt. Der Auftrag gilt bis zum Eintreffen des Reichsführers-SS Himmler, in dessen Hände Sie den Befehl zurücklegen. Haben Sie mich in allem verstanden?"

Remer „Jawohl, mein Führer!"

Hitler beendet das Gespräch, nachdem Remer den Befehl sinngemäß wiederholt hat, mit: „Gut, dann handeln Sie."

Goebbels liest aufmerksam in den Zügen Remers. Ob er in der ersten Entspannung der bis dahin verkrampften Mienen erkennt, daß der für seine Männer verantwortliche Kommandeur nunmehr den Richtpfeiler für sein Handeln gefunden hat: den Eid des Soldaten? Sicher war er Menschenkenner genug, um zu begreifen, daß die im Verlauf der fernmündlichen Aussprache neu in den Zügen sich abzeichnende Verhärtung andere seelische Gründe hatte als die Ungewißheit zu Beginn des Ferngesprächs. Jetzt war es Entschlossenheit, die durch den Eid vorgezeichnete Linie geradewegs bis ans Ende zu verfolgen, den von hier aus als Landesverrat erkennbaren Putsch und Hochverrat im Keim zu ersticken.

* * *

Noch zeigte sich kein Gegner. Die Freiheit und die Bereitschaft zum Handeln an sich traten aus Remers Mienen hervor, aber noch nicht das Gerichtetsein auf ein Ziel; davon war in jenem Augenblick in Remers Blickfeld noch nichts zu erkennen. Im Gegenteil: Im Zentrum der Reichshauptstadt, in dem seine Truppen angesetzt waren, herrschte völlige Ruhe. Aber die Tatsachen, sowohl das Attentat wie auch ein in Berlin anlaufender Putsch, waren ihm soeben vom Führer selbst bestätigt worden. Jetzt beginnen die Verdachtsgründe, bisher nur lässig beiseite geschobene Vermutungen, in andere Bezüge einzurücken.

Hatte nicht der diensttuende Wachoffizier in der Bendlerstraße um Verstärkung gebeten? Und er ließ ihn, während der Besprechung mit seinem Offizierskorps, unsanft abfahren! Seither hatte sich weder Oberleutnant Schlee, noch dessen Kompanieoffizier, Leutnant Schady, wieder gemeldet. Im Bendlerblock schien somit nichts los zu sein.

Aber, wie war denn das in der Kommandantur gewesen? Hatte er da nicht Oberst Jäger gesehen? Sogleich kommt ihm ein Gespräch in den Sinn, das er mit seinem Freund und Vorgänger, Oberstleutnant Gehrke, in den Tagen der Übernahme des Wachregiments geführt hatte. „Kiki", so hieß der alte Kommandeur im Kameradenkreis, hatte ihm von einem angeblich am „Tag der Wehrmacht" des Vorjahres beabsichtigten

Attentat und Putsch erzählt; dort sollte er, „Kiki", nachdem er vor wenigen Tagen die damals noch Wachbataillon genannte Wachtruppe übernommen hatte, durch diesen Oberst Jäger abgelöst werden. Das Ganze hatte sich allerdings als eine der üblichen, im vierten Kriegsjahr unausbleiblichen Latrinenparolen herausgestellt. Oberst Jäger war jedenfalls im Dienst geblieben.

Der einmal angestachelte Zweifel ließ ihn jedoch nicht mehr los: Was war das doch für ein sonderbares Verhalten des Stadtkommandanten? Er konnte auf keine Frage Antwort geben. Aber auch diese Zweifel werden ausgelöscht. Hat er sich nicht bis zur Stunde durchaus anständig gezeigt? Merkwürdig bleibt nur, daß er einen neuen Adjutanten hat, während der alte, Dr. Ertl, sonderbar gleichgültig den Vorgängen zusieht. Die Kommandantur selbst ist mit einem Doppelaufgebot von Wachen versehen. War es wirklich völlig offenes Spiel, daß man seinen Männern, die sonst allein den Dienst zu versehen pflegten, einen zweiten Wachkordon beigesellte, und zwar ohne gegenseitige Unterrichtung? Hier stimmte etwas nicht.

Und plötzlich klang ein Wort in seinem Ohr: „Spitzel". Ja, der ihm von der Kommandantur beigegebene Oberstleutnant Wolters hatte bei der Offiziersbesprechung im Kommandeurzimmer des Wachregiments für alle Teilnehmer völlig unerklärlich gesagt: „Betrachten Sie mich hier nicht als Spitzel."

Doch Remer war niemals, und am allerwenigsten in diesem Augenblick, ein Kriminalist; er kann auch in dieser Lage nur als Soldat handeln. So beschließt er folgendes: Die Zernierung des Regierungsviertels ist Unsinn und wird aufgehoben, die Männer, die hierbei frei werden, ziehe ich zusammen und schaffe mir dadurch eine Macht für den Fall, daß sich irgendwo ein Putsch abzeichnen und ein Zwang zum Eingreifen ergeben sollte. Nur um die Kommandantur ziehe ich einen Kordon. Dann ist hier für alle Fälle gesichert, ein etwa sich bildender Knäuel kann später in aller Ruhe entwirrt werden.

So geschieht es. Die Kompaniechefs erhalten sofortige Weisung, die auf die Straßenzüge der Bannmeile verteilten Soldaten zu sammeln und dann in Richtung Ministergärten an der Hermann-Göring-Straße zu marschieren. Dort werden sie in den Garten der Goebbelschen Dienstwohnung und in Teile der gegenüberliegenden Tiergartens eingewiesen.

Alles ist reibungslos verlaufen, alles hat geklappt, wie bei der Übung in der Woche zuvor. Ja, bei den meisten Soldaten herrscht die Ansicht, daß es sich hier überhaupt um eine erweiterte Wiederholung des Probealarms „Walküre“ handle. Sie lagern entspannt unter den Bäumen. Nicht ein Wölkchen steht am Himmel. Zum Glück geben die Feldküchen jetzt, wenn auch reichlich verspätet, den Kaffee aus.

Und schon beginnen Fragen: „Es ist doch vorbei mit der Übung! Warum rücken wir denn nicht zur Unterkunft ab?“ Na, vorläufig ist das dem Landser auf dem Rasen einerlei. Der Kaffee hat geschmeckt, jetzt streckt er erst einmal alle Viere von sich.

Nur der aufmerksame Beobachter bemerkt beim Haupteingang der Ministerwohnung ein immer stärkeres Kommen und Gehen von Offizieren.

Die Befehle zum Alarmplan „Walküre" trugen die Unterschrift: „gez. Fromm, Generaloberst und Befehlshaber des Ersatzheeres" (abgekürzt BdE) und „f. d. R. Stauffenberg, Oberst i. G." (für die Richtigkeit: Stauffenberg, Oberst im Generalstab).

Wohl selten haben sich größere Gegensätze zu einer Unterschrift vereinigt als unter den im Sommer des Jahres 1944 vom BdE erlassenen Befehlen. Fromm hatte Sommer 1940, nach dem Frankreichfeldzug, bereits damals in der gleichen Dienststellung, für hervorragende Organisation des Ersatzheeres das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz erhalten; diese Verleihung wurde allgemein als unangebracht angesehen. Er galt als ausgesprochener Verwaltungsgeneral, dem man wegen seiner überragenden organisatorischen Fähigkeiten eine Vorliebe für Frühstücke nachsah. Er war der unpersönliche Mann der namenlosen Schreibtischstrategie.

Dagegen ging von seinem Ia, Oberst i. G. Klaus Graf Schenk von Stauffenberg, eine bezwingende, ja, geradezu dämonische, persönliche Wirkung aus. Der hochgewachsene Generalstäbler hatte in Afrika, als sein Wagen auf eine Mine aufgelaufen war, einen Arm und ein Auge verloren, und die andere Hand hatte nur noch drei Finger. Seinen Kameraden war die besondere literarische Belesenheit bekannt; in seltenen

Augenblicken eines philosophischen Gespräches beschwor er seinen Lieblingsdichter Stefan George.

Stauffenberg, der das Deutsche Kreuz in Gold trug, war als ein Verwandelter aus dem Lazarett zurückgekehrt. Er, der bis dahin eine unbedingte Zuversicht in den kriegerischen Ablauf gehabt hatte, war jetzt überzeugt, daß der Krieg mit militärischen Mitteln nicht mehr gewonnen werden könne. Aber, mehr noch, er war nun von der Ansicht durchdrungen, daß sein oberster Befehlshaber Hitler der eigentliche Grund allen Übels sei und daher vernichtet werden müsse.

In der Bendlerstraße fand er eine Lage vor, die seinen eigenen Gedanken entsprach: die Ablehnung des „Gefreiten" aus dem ersten Weltkrieg. Beim Mustern jener Männer, die sich zu den Wortführern des Widerstandes erhoben, wollte ihn ein ungutes Gefühl nicht loslassen; das waren keine Männer der Tat. Von Fromm erreichte man keine eindeutige Stellungnahme. Der Chef des AHA, General der Infanterie und Ritterkreuzträger Olbricht, machte zwar aus seinem Haß gegen Hitler kein Geheimnis, war aber sonst, in Stauffenbergs Augen, ebenfalls nur ein Schreibtischstratege. Alles mußte man selber tun, sollte die Angelegenheit vorwärts getrieben werden. Und das große Vorhaben hieß: Adolf Hitlers Beseitigung.

Der Alarmplan „Walküre" war von Stauffenberg ausgearbeitet worden, auch sein eigener Einbau in die

Verschwörung von ihm berechnet und bis ins Kleinste vorbedacht. Eines stand fest, Adolf Hitler mußte erledigt werden, der Träger des Eides durfte nicht leben, wenn der Aufstand gelingen sollte.

Stauffenberg war es, der die immer wieder auftauchenden Einwände der Zauderer beiseite schob. Da wurden doch die Fühler nach England ausgestreckt; der Bischof von Chichester war der Mittelsmann. Leider hatte man keine Zusage für die politischen Bedingungen erhalten können, aber auf dem Weg über den schwedischen Bankier war die Bombe mit der Spezialzündung und dem besonderen Sprengstoff für den Anschlag herbeigeschafft worden. Und das erschien, selbst bei einem Festhalten an der alliierten Forderung der bedingungslosen Kapitulation, zumindest als ein moralisches Faustpfand.

Der Chef der Organisationsabteilung im Generalstab des Heeres, Generalmajor Stieff, hatte einen Plan. Die neuen Monturen sollten anfangs Juli im Führerhauptquartier vorgeführt werden. Dabei würde die Bombe in den Tornister eines der vorführenden Soldaten gepackt und im Augenblick, wenn dieser dann in Hitlers unmittelbarer Nähe stünde, zur Detonation gebracht werden. Diese Vorführung war für den 15. Juli angesetzt, den Tag der ersten Auslösung des „Walküre"-Alarms in Berlin; sie unterblieb: „Walküre" wurde als Probealarm eingeleitet und wieder abgeblasen.

Nun drängten die Ereignisse zur Entscheidung. Acht Tage nach der Invasion hatten die V1-Geschosse begonnen, den Nervenkrieg gegen England wieder zu steigern, nachdem ihr sofortiger Gegenschlag, der für den Beginn der Invasion angesetzt gewesen, im wahrsten Sinne des Wortes „ins Wasser gefallen war." Das Entscheidende aber wurde eine Nachricht des ehemaligen deutschen Botschafters in Moskau, des Grafen von der Schulenburg, der von einer Absicht Stalins zu melden wußte, wonach dieser Fühler zu einem Gespräch mit Hitler ausstreckte. Ja, sollten die Tage von München 1938 wieder erstehen, wo man sich im Generalstab, trotz der schon beschlossenen Absetzung Hitlers, vor seinem außenpolitischen Erfolg in der Konferenz mit Chamberlain, Daladier und Mussolini und vor dem diplomatischen Geschick beugte und den Umsturzplan aufgab?

Auch Generaloberst Beck, einer der wenigen, die damals nicht rückfällig wurden, drängte zur Entscheidung. Stauffenberg traf diese Mahnung wie eine Befreiung. Endlich würde man aus der Untätigkeit, dem nutzlosen Herumreden herauskommen. Wie in einem Rausch entwarf er alle Pläne.

Es war der 18. Juli. Die Stadtkommandantur wurde nochmals angewiesen, die Durchführung des Planes „Walküre" generalstabsmäßig durchzuspielen. Am folgenden Tage meldete General von Hase die Bereit-

schaft seines Bereiches. Eines wurde Stauffenberg dabei klar: die wichtigsten Aufgaben, die Tötung Hitlers und die Auslösung des Planes „Walküre“, mußten in seinen Händen bleiben. Er sah sich, wenn er die Generalität um sich her durchging, in einer einsamen, tragischen Verlassenheit. So konnte er Fromm die Aufgabe der Auslösung der Bombe im Führerhauptquartier ebensowenig zutrauen, wie etwa Olbricht; beide aber waren außer ihm die einzigen militärischen Führer, die aus der Bendlerstraße ohne weiteres zur Lagebesprechung in der Höhle des Löwen Zutritt hatten. Der mitverschworene General der Nachrichtentruppen Fellgiebel hatte ja die Aufgabe, sofort nach dem Anschlag die Nachrichtenmittel für den Gegner unbrauchbar zu machen, indem er sie für ihn blockierte; er mußte also dafür in Bereitschaft bleiben und durfte nicht durch Zufall während der Explosion gefährdet werden. Generalquartiermeister Wagner war zwar auch noch da, aber Stauffenberg konnte sich nicht entschließen, ihm die entscheidende Handlung des ganzen Unternehmens anzuvertrauen. Der Nachschub zur Front mußte weiter so reibungslos funktionieren wie bisher, und er hatte gerade im Zusammenspiel des General-Quartiermeisters mit dem I A des Ersatzheeres selten gut geklappt. Immer wieder blieb alles an ihm hängen.

Die Front der Heeresgruppe Mitte war zusammengebrochen. Neuer Ersatz mußte auf schnellstem Wege

zugeführt werden. Stauffenberg wurde zur Berichterstattung ins Führerhauptquartier befohlen. So startete er am Morgen des 20. Juli als Sonderkurier, den Bericht des BdE in der Aktentasche, mit dem Flugzeug, das ihm General Wagner zur Verfügung gestellt hatte, nach Lötzen. Gegen 10 Uhr 30 kommt das von Seen durchsetzte Waldgelände bei Rastenburg in Sicht. Vielleicht blickte er hinunter und hatte mit geübtem Auge die Tarnung der gesamten Anlage gemustert. Dann mußte er zugeben, daß hier hervorragende Arbeit geleistet war, denn es ist immer wieder unmöglich, aus der Luft einzelne Ziele auszumachen, obwohl die Anlage den regelmäßigen Besuchern genau bekannt war. Nur am Ostrand ist ein Menschengewimmel sichtbar: da baut sich „Hermann" seinen neuen Bunker mit sieben Metern Betonauflage, obwohl der Russe bereits in bedrohliche Nähe rückte. Stauffenberg blieb zu großen Überlegungen nicht viel Zeit, denn nach wenigen Augenblicken setzte die Kuriermaschine im Feld-Flughafen Rastenburg auf.

Das bereitstehende Auto bringt ihn zur „Wolfsschanze", wie ein Teil des Führerhauptquartiers heißt. Als Mittelpunkt birgt er den Sperrkreis I, den Führerbunker, das Teehaus, den Bunker für Bormann, den Lagebunker; da herum legen sich dann die beiden anderen Sperrzonen. Die einzelnen Sperrkreise werden reibungslos durchfahren; der einäugige Oberst i. G. ist

den Wachen der Führerbegleitbrigade „Großdeutschland“, die hier entsprechend ihren Kameraden vom Berliner Wachregiment den Dienst versehen, gut bekannt. Der Sonderausweis mit dem grünen Ring, der zum Passieren bis zum Sperrkreis I berechtigt, wird kaum angesehen. Wie der Wagen die aufgezogenen Schranken durchfährt, hört man den Posten am Feldfernsprecher bereits weitermelden: „Oberst Graf Stauffenberg vom BdE passiert soeben Posten I in Richtung auf Posten II.“

Man hat noch Zeit; die „Lage“ beginnt erst zwischen 12 und 12 Uhr 30. Vorerst gehen Stauffenberg und sein Begleitoffizier, Oberleutnant von Haeften, ins Kasino im Sperrkreis III. Rittmeister von Moellendorff, dem als Adjutanten des Kommandanten des Führerhauptquartiers, Oberstleutnant Strewe, die Posten an den einzelnen Schranken unterstehen, sitzt an einem Tisch beim Frühstück. Stauffenberg steuert auf ihn zu, nimmt bei ihm Platz, und man kommt in ein belangloses Gespräch, durch Stauffenberg als dem Ranghöheren mit besonderer Liebenswürdigkeit und in der allen ihm begegnenden Menschen so gewinnenden Form geführt.

Nach einer halben Stunde läßt sich Stauffenberg beim Chef OKW, Generalfeldmarschall Keitel, melden, der ihn auch sofort zur Vorbesprechung in seinen Bunker im Sperrkreis II bittet. Moellendorff staunt über die Ruhe Stauffenbergs, der nicht sogleich auf die Meldung

Bild 4

Bild 5



Bild 6

seines Begleitoffiziers, der Generalfeldmarschall lasse bitten, hinüber geht, sondern ruhig und sachlich das Gespräch zu Ende führt und das Frühstück beendet. Ja, er findet sogar noch Zeit, vor Keitel den General der Nachrichtentruppen Fellgiebel zu einer letzten gegenseitigen Information aufzusuchen.[6]) Wie würde er erst diese Sicherheit bewundert haben, hätte er hinter die Dinge blicken können.

Bei Keitel beginnt Stauffenberg ebenfalls breit und sachlich, ja, geradezu in letzte Einzelheiten gehend, den Bericht. Er übersieht geflissentlich, daß Keitel nervös auf die Uhr schaut und von 12.30 Uhr ab zum Aufbruch zur „Lage" mahnt. Als man dann endlich geht, eilt Keitel voran, Stauffenberg kann sich unbemerkt an seiner Aktentasche zu schaffen machen. Niemand hat gesehen, daß er die erste Sicherung des Zünders gelöst hat, denn diese Aktenmappe barg die Bombe.

Posten III meldet auf Befragen, daß die Lagebesprechung nach der Gästebaracke (Plan Nr. 18) verlegt und schon seit etwa 5 Minuten im Gange sei.

Das Anerbieten des Begleitoffiziers, die Tasche bis zum Bunker zu tragen, lehnt der Einarmige ab. Hingegen gibt er ihm den Auftrag, sofort ein Ferngespräch nach Berlin bereitzustellen und ihn nach erlangter Verbindung durch ein Zeichen herauszubitten. Dann betritt er den Kartenraum.

Dort zeigt sich das längst vertraute Bild: Die Teil-

nehmer der „Lage“ gruppieren sich um den großen Kartentisch. In der Mitte der Breitseite steht Hitler, mit dem Rücken zur Eingangstür, links neben ihm Keitel, dann Jodl, rechts General Heusinger, der gerade Vortrag hält. Er erkennt noch an der rechten Schmalseite den Chef-Adjutanten, Generalmajor Schmundt, neben dem der Marineadjutant, Konteradmiral von Puttkamer, steht. Während er instinktiv die Gesichter mustert, ist er bis zum Platz seines obersten Befehlshabers gekommen, wo er sich militärisch kurz meldet. Hitler gibt ihm die Hand und bittet ihn, an der „Lage“ teilzunehmen. Konteradmiral von Puttkamer begrüßt Stauffenberg. Es fällt ihm auf, daß dessen verstümmelte Hand schweißnaß ist. Er läßt ihn an den Kartentisch treten, damit er seine Tasche darauf abstellen kann, und setzt sich selbst aufs Fensterbrett. Noch hatte die Besprechung im Stehen stattgefunden; jetzt setzt sich Adolf Hitler, und auch die Umstehenden ergreifen, soweit vorhanden, Hocker.

General Heusinger fährt in seinem Lagebericht fort. Stauffenberg hat Zeit, seine Pläne nochmals zu überlegen. Er staunt, wie alles folgerichtig verläuft. Kaum drei Meter trennen ihn nur vom Ziel seines Anschlags, sein Platz ist schräg seitwärts zur Eingangstür. Es fällt also gar nicht auf, wenn sein Begleitoffizier dort erscheint und sofort von ihm bemerkt wird.

Der Kartentisch besteht aus einer sechs Meter langen,

etwa eineinhalb Meter breiten Eichenplatte, die auf Eichenpflöcke gelegt ist. Er überhört die Namen und Zahlen der Gefechtshandlungen an der Front. Er weiß, die Lage beginnt stets — besondere Ereignisse ausgenommen — an der Westfront, geht über Italien an die Ostfront. Abschließend werden dann Tätigkeit der Marine und die feindliche Luftbedrohung des Heimatgebiets behandelt. Dann folgen Berichte der Munitions- oder Waffenspezialisten, des Ersatzheeres usf. Stauffenberg überschlägt, daß die Lagebesprechung mindestens noch eine Viertelstunde dauern muß, bevor er als Kurier des BdE an die Reihe käme. Wenn der Begleitoffizier in der Tür erscheint, wird er aufstehen, sich auf die vor ihm befindliche Tasche stützen und dabei durch einen Druck den eigentlichen Zünder auslösen. Dann wird sich in drei Minuten die Säure des Verzögerungssatzes durchfressen und die Zündung der Bombe herbeiführen. Der Bunker ist betoniert, die Verdämmung also so stark, daß kein Mensch lebend aus diesem Raum heraus kommt. Der Abstand zwischen Bombe und Opfer beträgt keine drei Meter. Ein Versagen des Planes ist ausgeschlossen. Die Explosion bedeutet unweigerlich Hitlers Tod. Selbst die Verlegung der Lagebesprechung in einen Raum mit doppelt so hohen Fenstern, die wegen der großen Hitze noch dazu geöffnet waren, könnte die Detonationswirkung des englischen Spezialsprengstoffes nicht wesentlich mindern.

Jetzt erscheint Oberleutnant von Haeften in der Tür und gibt Stauffenberg das verabredete Zeichen. Dieser entschuldigt sich mit einer Gebärde Hitler gegenüber, der ihm mit einem Kopfnicken sein Einverständnis zu erkennen gibt. Der große, zusammengeschossene Körper erhebt sich mühsam, stützt sich auf die vor ihm stehende Tasche, und dabei begleitet mancher Blick des Mitempfindens die Anstrengung, mit der sich dieser hochgewachsene, einstmals blühende Mann von siebenunddreißig Jahren aufrichtet. Sofort aber hat er sich wieder in der Gewalt und verläßt den Raum mit gemessenen Schritten. Er geht durch das Ablagezimmer ins Freie und dort den schmalen, betonierten Weg entlang, immer noch das Bild vor Augen, mit dem er das Kartenzimmer verlassen hat. Er kann ja nicht wissen, daß sich dort im nächsten Augenblick eine mehr als geringfügige Veränderung vollzieht. General Schmundt schaut über den Kartentisch. Es fällt ein Wort, der Name einer Stadt, die gerade durch Stauffenbergs Tasche verdeckt wird, Hitler erhebt sich und schaut zur Karte hinüber, neigt sich dann etwas, um bei seiner Kurzsichtigkeit die Örtlichkeit besser erkennen zu können. General Schmundt nimmt die Tasche und stellt sie auf den Boden, und zwar auf die Hitler abgewandte Seite des die Eichenplatte tragenden Eichensockels. Der ebenfalls anwesende Konteradmiral Voß, dem sie nun vor den Füßen steht, schiebt sie ganz dicht an den Eichensockel heran [7]).

Im nächsten Augenblick zerreißt eine Detonation den Raum. Menschen wirbeln durcheinander, Holzplanken bersten, die Luft ist erfüllt von Staub und Brandgeruch. Stauffenberg erkennt, wie Konter-Admiral von Puttkamer durch das Fenster geschleudert wird und auf der Rasenfläche vor dem Bunker landet. Er hat genug gesehen. Nach seiner Ansicht muß alles Leben im Kartenhaus vernichtet sein. Er begibt sich zu seinem außerhalb des innersten Schlagbaumes wartenden Wagen und befiehlt dem Fahrer die Rückkehr zum Flugplatz Rastenburg. Der Begleitoffizier hatte, bevor er Stauffenberg aus der Lagebesprechung holte, der Flugleitung Anweisung gegeben, die Kuriermaschine wieder startklar zu machen.

In der allgemeinen Verwirrung gelang es den beiden Offizieren, ungehindert die Sperrkette zu verlassen. Die Wachen waren auf die Detonation zwar aufmerksam geworden und hatten die Sperrkreise geschlossen, aber Stauffenbergs sicheres Auftreten, z. T. fernmündlich dem leitenden Wachoffizier, seinem Gesprächspartner vom Frühstück, Rittmeister von Moellendorff, gegenüber, verschaffte ihm in kürzester Zeit den Durchlaß. Auf dem Feldflughafen ahnte im Augenblick des Startes noch niemand, was in „Wolfsschanze“ vorgefallen war.

* * *

Stauffenberg fliegt zurück nach Berlin in dem unbedingten Glauben, daß Hitler tot sei. Die verspätete Landung vollzieht sich ohne Hindernisse. Während man jedoch in Staaken gestartet war, mußte man in Rangsdorf landen, wohin die Kuriermaschine vom Befehlsturm in Adlershof umgeleitet wurde. In Berlin scheint man noch keine Ahnung von den Geschehnissen in Lötzen zu haben, keinerlei Alarmbereitschaft auf dem Flughafen weist darauf hin. Er läßt sich von der Flugleitung aus mit dem BdE verbinden. Der befehlshabende Offizier, Oberstleutnant und Schwerterträger Stepp, hört, .wie er sich meldet: „Hier General Stauffenberg". Auf die Frage des Offiziers — nach dem Gespräch —, ob man zur Beförderung gratulieren dürfe, bestätigt Stauffenberg, noch in Oberstuniform: „Jawohl, seit heute General."

Mit diesem Anruf vom Flugplatz aus verständigt er die Mitverschworenen von seiner Rückkehr und dem vollzogenem Attentat. Daraufhin wird vom OKH her das Stichwort „Walküre" ausgelöst, bevor Stauffenberg über Einzelheiten berichten kann. Der Wagen bringt ihn und von Haeften zur Bendlerstraße. Dort erwartet General Olbricht die beiden Offiziere. In seinem Zimmer ist bereits Generaloberst Beck anwesend, der nach der Meldung des erfolgten Attentats die Uniformjacke anzieht. Er allein in dieser Umgebung trägt keine Auszeichnung aus dem Zweiten Weltkrieg.

Die Uhr geht auf 15,30. Man wartet ungeduldig auf die Rückkehr des Generalobersten Fromm, der im „Adlon“ gespeist hat. Endlich meldet die zu dieser Nachricht angewiesene Torwache: „Der Wagen des Generalobersten passiert soeben das Tor.“

* * *

Die Zimmer des BdE und des Chefs des AHA liegen auf dem gleichen Flur, nur durch Adjutantenzimmer und Schreibbüros getrennt. Olbricht, in seinem Zimmer — um ihn Generaloberst Beck, Stauffenberg, von Haeften, auch noch Oberst i. G. Merz von Quirnheim, dann Olbrichts Adjutant, Major von der Lancken, sowie Generaloberst Hoepner, geschart — bittet Stauffenberg, ihn zu Fromm zu begleiten. Die Tür bleibt offen, so daß die Zurückgebliebenen die folgende Szene mit anhören, später sogar eingreifen können.

Olbricht und Fromm treffen sich im Augenblick, als der BdE sein Dienstzimmer betreten will. Olbricht meldet dem in die Pläne nicht eingeweihten Vorgesetzten: „Herr Generaloberst, ich muß Ihnen melden, daß der Führer tot ist.“

Fromm: „Das ist doch nicht möglich!“

Olbricht: „Ich werde Ihnen das beweisen.“

Fromm: „Wie wollen Sie das tun?“

Olbricht deutet auf Stauffenberg: „Hier ist der Beweis!“

Fromm begreift nicht: „Was soll das heißen?“

Stauffenberg: „Ich habe den Führer umgebracht.“

Fromm, im Innersten getroffen, schreit auf: „Das ist Verrat! Ich erkläre Sie als Verräter für verhaftet!“

Aus Olbrichts Zimmer drängen die Mitverschworenen heran. In der Tür zu Fromms Adjutantenzimmer erscheint Rittmeister Bartram, der in der Eile seinen Stock vergessen hat und sich nur mühselig auf seinem einen Bein bewegen kann, denn das andere ist durch eine Oberschenkelprothese ersetzt. Generaloberst Fromm, der sich in seiner Erregung auf Stauffenberg gestürzt hatte, wird überwältigt und in ein Schreibzimmer geführt. Dort verlangt man ihm das Wort ab, keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Er gibt, völlig gebrochen, sein Ehrenwort und hält sich auch daran, obwohl er weiß, daß sämtliche Räume Verbindungstüren untereinander haben, so daß es ihm leicht gefallen wäre, nach der einen oder anderen Seite zu entkommen. Die ihm eben eröffneten Ereignisse machen ihn zu jeder Handlung oder zu einem klaren Denken unfähig; sie schlagen ihn geradezu mit Blindheit, so daß er die Tapetentüren im eigentlichen Sinn des Wortes nicht bemerkt. Sein Adjutant dagegen, dem man als Haftraum ein anderes Zimmer anwies, verläßt später unbemerkt und unbehindert auf einem ähnlichen Weg das Gebäude.

Das war der erste Fehlschlag in den eigenen Reihen. Man hatte geglaubt, daß sich der BdE ohne weiteres

auf die Seite der Verschwörer stellen würde, wenn er sich einer vollendeten Tatsache gegenüber sähe. Das ganze Ereignis hatte zwar keine entscheidende Bedeutung, aber es hatte immerhin eine wertvolle halbe Stunde gekostet.

* * *

Inzwischen lief ja über den vorgeschriebenen Verteilerplan der „Walküre"-Alarm. Der Befehl trägt die Unterschrift des Generalobersten Fromm. Man ist sich bewußt, daß dies nach dem eben Vorgefallenen eine Lüge ist, aber in dieser Stunde gab es keine Rücksichten mehr. Der einleitende Befehlskopf für „Walküre" beginnt mit den Worten: „Der Führer ist tot." Stauffenberg setzt diese Worte in der von ihm aus gesehen richtigen Annahme, daß nach der Explosion im Bunker in „Wolfsschanze" niemand mehr im Raum am Leben sein konnte.

Aber er wußte bestimmte „Kleinigkeiten", die entscheidend den Lauf der Dinge beeinflußten, nicht. Zu der Tatsache, daß General Schmundt die Tasche mit der Bombe vom Tisch nahm und auf diese Weise einen toten Winkel zwischen der Bombe und ihrem eigentlichen Ziel durch den dazwischenstehenden Eichensockel schaffte, kommt noch ein anderer wichtiger Umstand, den man nicht voraussehen konnte: der Fußboden war nämlich nicht betoniert. Diese Baracke des so unver-

mutet und plötzlich gewechselten „Lage-Raumes“ war nur an den Seitenwänden mit einer dünnen Betonschicht ausgekleidet, um einen Schutz gegen Splitter zu gewährleisten. Der Fußboden bestand jedoch nur aus einfachen Holzplanken, die in einer geringen Höhe über den Waldboden gelegt waren. So ging der hauptsächliche Luftdruck bei der Detonation vom Eichenpfeiler weg in entgegengesetzter Richtung vom eigentlichen Ziel; der Waldboden wirkte sogar an Stelle der vorausgesetzten Verdämmung als Federung. Den meisten Anwesenden platzte daher lediglich das Trommelfell, während, der berechneten Sprengwirkung gemäß, jeder Anwesende, abgesehen von Splitterwirkung, durch Lungenrisse tödlich hätte verletzt werden müssen. Als ob die „Zufälle“, die zum Mißlingen beitrugen, noch gesteigert werden könnten, fand also ausgerechnet am 20. Juli die Lagebesprechung nicht im sogenannten Lagebunker (Skizze Haus 14) statt, sondern war kurzfristig in die Gästebaracke (Skizze Haus 18) verlegt worden.[8])

Unterschrift und Einleitung des Befehls, der das Handeln des Ersatzheeres auslösen sollte, waren somit falsch. Der BdE, der ja verantwortlich die „Walküre“-Aktion durchführen sollte, entschied sich sogar für den Führer. Hitler war lediglich am Arm und an der Stirn geringfügig verletzt, außerdem waren ihm, wie allen Anwesenden, die Trommelfelle geplatzt. General

Schmundt und der Stenograph Berger starben an den Folgen der Verletzungen, ebenso der Chef des Generalstabes der Luftwaffe, General der Flieger Korten, und Oberst i. G. Brandt.

Selbst die Mitverschworenen im Führerhauptquartier, wie die Generale Fellgiebel und Wagner, können sich des Eindrucks nicht erwehren, den die Rettung des obersten Befehlshabers auf die Umgebung macht. Der General der Nachrichtentruppen Fellgiebel unterläßt es, wie es laut Putschplan geschehen sollte, die Nachrichtenmittel der „Wolfsschanze“ für die Gegenseite unbrauchbar zu machen, sondern findet sich kurz darauf umgeschnallt zur Gratulationscour bei Hitler ein, wozu der gesamte Wehrmachtführungsstab antritt. Auch dort hätte er, einmal in die Verschwörung verwickelt, noch die Pflicht gehabt, seinen Erzfeind zu erschießen. Aber der Mann in dieser Schlüsselstellung glaubt, sich zu retten, wenn er die Leitungen von der einseitigen Blockierung bewahrt, auf denen nun beide Parteien, ohne voneinander zu wissen, Befehle und Gegenbefehle durchgeben.

Während das Spiel und Gegenspiel der sich kreuzenden Befehle in Berlin beginnt, kommt es in der „Wolfsschanze“ zu einer geradezu makabren Szene: der letzten Begegnung zwischen Mussolini und Hitler.[9])

Doch zurück zu den eigentlichen Trägern des Aufstandes und zu seinem Herd in Berlin im Bendlerblock.

Der diensttuende Offizier in der Nachrichtenübermittlung des OKW, Leutnant Röhricht, gehört nicht zu den Verschwörern, auch nicht seine einzelnen Mitarbeiter an den verschiedenen Geräten, wie Fernschreibzentrale, Fernsprechvermittlung, Rundfunkverkehr usw. Die dort tätigen Soldaten und Helferinnen handelten nach der Dienstvorschrift, wonach sie sich nicht um den Inhalt des durchzugebenden Wortlautes zu kümmern, sondern ausschließlich für dessen rasche und reibungslose Weitergabe zu sorgen haben. Trotzdem wird es auch ihnen allmählich bedenklich, wenn im selben Augenblick eine Befehlsübermittlung läuft, die unter Annahme von Hitlers Tod steht, während der Tischnachbar behauptet, er hätte eben eine Verbindung zwischen Goebbels und „Wolfsschanze" hergestellt und ein Gespräch zwischen Hitler und seinem Propagandaminister mitgehört.

Erst als „Walküre II" als Gesamtplan dem diensttuenden Offizier zur Durchgabe auf den Verteilerschlüssel — also über die stellvertretenden Armeekorps, die Chefs der Militärverwaltungen in den besetzten Gebieten usf. — aufgegeben wird, stutzt dieser beim Satz: „Die Gauleiter sowie die Führer der SS-Abschnitte sind zu verhaften." Das kommt ihm doch ungeheuerlich vor. Schon ist dieser Befehl, während er selbst noch

überlegt, bereits an den Chef der Militärverwaltung in Paris sowie an den Kommandierenden General in Wien abgegangen, denn die entfernten Ziele werden über Fernschreiber immer zuerst angesprochen, während die näherliegenden stellvertretenden AK's fernmündlich zu erreichen sind. Noch überlegt der Diensttuende, dann legt er den Befehl „Walküre II" erst einmal in die Schreibtischlade; er hat ja Zeit, erst sollen die Dienststellen im Verteilerplan die Durchführung von „Walküre I" zurückmelden, eine Aufgabe, die noch den gesamten Betrieb im Augenblick vollauf beansprucht.

* * *

Bei Goebbels geht es einheitlicher zu. Hier sind alle Gespräche auf der OKW-Leitung kurzwegs ins Ministerbüro befohlen; in solchem Falle, da der Minister bereits seit dem frühen Nachmittag in der Dienstwohnung arbeitet, werden sämtliche Zentralgespräche also zur Hermann-Göring-Straße 20 geleitet. Auf diese Weise unterlaufen folgenschwere „Verwechslungen". Gegen 18 Uhr 30 kommt eine Nachricht vom Funkhaus in der Masuren-Allee. Dort meldet der mit der Besetzung des Reichssenders Berlin beauftragte Offizier die Durchführung seiner ersten Aufgabe. Diese Meldung war selbstverständlich für die Verschwörer in der Bendlerstraße bestimmt, kam aber, da ein unmittelbarer Draht zwischen Funkhaus und vorgesetzter Dienststelle über

11 00 22 (Rufnummer des Propagandaministeriums) lief, bei Goebbels an. Remer, der vor nicht zu langer Zeit mit der vollziehenden Gewalt in Berlin beauftragt worden war, nimmt das Gespräch ab. Sein Entscheid lautet:

„Gut, bleiben Sie dort und gewährleisten Sie die reibungslose Durchführung des für diesen Tag vorgesehenen Programms. Sondersendungen und Änderungen in der Reihenfolge nur mit Einverständnis des Sendeleiters, der seine Weisungen aus dem Propagandaministerium als seiner vorgesetzten Dienststelle empfängt. Ihre Aufgabe ist lediglich Schutz des Funkhauses!"

Der Offizier wiederholt seinen Befehl, froh, in allem Verwirrenden und Unerklärlichen des Nachmittags endlich eine klare und seinem soldatischen Bereich angemessene Aufgabe erhalten zu haben. So kann über diesen Sender, und von da aus auf alle Reichssender übertragen, kurz nach 18 Uhr 45 die erste Unterrichtung der Öffentlichkeit geschehen: die grundsätzliche Mitteilung vom fehlgeschlagenen Attentat.

* * *

Der Deutschlandsender Königswusterhausen wird nach „Walküre" von der Ersatzbrigade „Großdeutschland", die in Kottbus ihren Standort hat, besetzt. Der Alarm ist in kürzester Zeit durchgeführt. Wie die Kolonnen

dieser wichtigen Einsatztruppe[10]) nun die Autobahn in Richtung Lübben entlangbrausen, kommt dem als Führer des Meldekopfes zurückgebliebenen Major Wackernagel der Gedanke, jetzt bei der Schwestertruppe in Berlin, beim Wachregiment „Großdeutschland", anzurufen, ob da nichts über die Hintergründe des ungewöhnlichen Befehls an die Ersatzbrigade zu erfahren sei. So etwas macht man im Höchstfall mit einer Kompanie, wenn nicht überhaupt ein verstärkter Zug schon genügt. Er denkt daran, daß der gesamte Wachdienst im OKH jeweils von einem Zug geleistet wird und damit der Schutz des gesamten Bendlerblocks sichergestellt ist. Während er sich über den militärisch unnötigen Aufwand seine Gedanken macht, kommt eine Verbindung mit dem Wachregiment durch. Leutnant Gees berichtet kurz über den Stand der Dinge.

So überlegt sich Wackernagel, wie er seinen Kommandeur, den einarmigen Oberst und Ritterkreuzträger Schulte-Holthaus, benachrichtigen könnte. Gees gibt seinerseits das soeben Gehörte an Remer weiter. Dieser entscheidet: „Die Ersatzbrigade marschiert weiter auf das befohlene Ziel, hält auf der Autobahn in der Höhe von Königswusterhausen, ohne den Deutschlandsender zu besetzen. Der Kommandeur wird gebeten, zur Hermann-Göring-Straße Nr. 20 zu kommen." Ein Kradmelder des Wachregiments wird der auf Berlin zumarschierenden Truppe entgegengejagt. Major Wacker-

nagel wird fernmündlich über die Befehlsumlegung mit der Bitte verständigt, ebenfalls einen Melder seiner Truppe nachzusenden.

Das alles sind Sicherungsmaßnahmen gegen einen bis zu diesem Augenblick in der Hermann-Göring-Straße, also in der Umgebung von Remer und Goebbels, keineswegs erkannten Gegner. Es gab ja nirgends einen erkennbaren Widerstand. War alles nur eine Täuschung? Einzig das Attentat und sein Mißlingen war bekannt; das allein konnte auch in diesem Augenblick vorerst zur Grundlage der Sondermeldung genommen werden. Und doch würde es genügen, um jedem Soldaten in der möglichen Verwirrung seine Stellungnahme dem Eid gegenüber klar zu machen.

* * *

In der Bendlerstraße jedoch spitzten sich die Dinge zu. Eine Rückfrage in „Wolfsschanze" ergibt erst einmal die Tatsache, daß die Nachrichtenmittel von Fellgiebel, entgegen der von ihm übernommenen Aufgabe, nicht blockiert worden sind. Aber, was noch schlimmer ist, Adolf Hitler hat das Attentat überlebt. Im Kreise der Verschwörer treten die ersten Meinungsverschiedenheiten auf. Der inzwischen eingetroffene Feldmarschall von Witzleben als der rangälteste Offizier beginnt zu schwanken. Stauffenberg drängt darauf, den Putsch auf alle Fälle durchzustehen, für ihn gibt es kein Zu-

rück: die einzig folgerichtige Haltung innerhalb dieser Wirrnisse. Es gelingt ihm, Beck, Hoepner, Olbricht auf seine Seite zu ziehen, was bei den ersten beiden deshalb nicht so schwierig ist, weil sie ja nicht im Soldateneid stehen. Der Feldmarschall von Witzleben bricht jedoch unter der Last der ihm auferlegten inneren Entscheidungen zusammen, verläßt das Dienstzimmer Olbrichts und fährt nach „Zeppelin", dem vorgesehenen Hauptquartier in Zossen.[11]) Witzleben ist zu keinem Entschluß mehr fähig und scheidet für das Vorhaben als ansehnlichste Gestalt aus.

In diesem Augenblick erscheint der fernmündlich hergebetene Kommandierende des stellvertretenden III. AK. Berlin, General der Infanterie von Kortzfleisch. Es wiederholt sich eine ähnliche Szene wie mit Generaloberst Fromm, denn, als man dem Befehlshaber III. A. K. den Putschplan eröffnet, lehnt dieser jede Beteiligung ab und erklärt die Aufständischen zu Verrätern. Auch er wird verhaftet und in ein Zimmer gesperrt. Aber dieser, der sich sein Ritterkreuz vor dem Feind an der Spitze seiner Truppen erworben hatte, gibt sich nicht gefangen. Seine Tür ist versperrt. Da nimmt er die Schreibmaschine, wirft sie durch das Fenster auf den Hof, der Telephonapparat folgt kurz hinterher. Dadurch wird die Hofwache aufmerksam. Er beordert sie — geistesgegenwärtig hat er sich die Nummer des Zimmers gemerkt — nach oben.

Der Posten hatte noch nie in seinem Leben einen solchen Befehl erhalten. Er hat bemerkt, daß es heute aufgeregter zuging als bisher, aber, verhaftete Generale, nein, das war ihm in seiner bisherigen Wachtätigkeit im Bendlerblock, wo er ja im Wechsel mit seinen Kameraden wöchentlich ein- bis zweimal Dienst tat, noch nie untergekommen. Er meldet den Vorfall seinem Kompaniechef, Oberleutnant Schlee. Diesem sitzt noch der Anschiß von Remer in den Knochen, als er ihn vor gut zwei Stunden um Verstärkung gebeten hatte und er selbst so barsch abgefertigt worden war mit dem Hinweis, er solle selbst entscheiden, denn an eine Verstärkung sei nicht zu denken. Nun, er wird schon selbst entscheiden und sich nicht noch einmal eine Abfuhr holen. Gerade die beiden Männer verband bis dahin ein besonders herzliches Verhältnis. Schlee hatte als Unteroffizier das Ritterkreuz und als Feldwebel das Eichenlaub dazu erworben und galt als einer der tapfersten Männer des Wachregiments. Mehr als einmal beruhigte sich Remer bei aufkommenden Zweifeln, die Richtung auf den Bendlerblock nehmen wollten und die ja seine Truppe dort angingen, daß es ja der biedere Schlee wäre, der hier den Wachdienst versah.

Auf die Meldung des Hofpostens nimmt Schlee einige Männer, die gerade in Reserve im Wachlokal liegen, und geht mit ihnen zu dem bezeichneten Zimmer. Er lächelt, als er den Türschlüssel von außen

stecken sieht, sperrt auf und steht vor dem Kommandierenden des stellvertretenden III. AK. Jetzt erfährt Schlee von dem Anschlag auf Hitler. Für ihn, den einfachen Mann aus dem Volk, der sich vom Schlosser zu einem der besten Kompaniechefs in der Elitetruppe des Wachregiments heraufgedient hat, gibt es nur eins: Hier ist Verrat im Spiel, und Verrat muß ausgemerzt werden. Er unterstellt sich dem als gleichgesinnt erkannten General.

* * *

Es will dem rückblickenden Beschreiber und Ordner dieser verwirrenden Geschehnisse wie ein Zusammenfügen eines geheimen Spiels erscheinen, wenn gerade jetzt der Generalinspekteur für den Führernachwuchs (abgekürzt: GIF), Generalleutnant Specht, den Gang entlang kommt. Auch er trägt wie Schlee das Eichenlaub zum Ritterkreuz. Was ihn besonders bemerkenswert machte, war die Tatsache, daß er in Russland einen Genickschuß überstanden hatte. Geistesgegenwärtig hatte er sich tot gestellt, als die Kugel, ohne die Wirbelsäule zu verletzen, zwischen Speiseröhre und Halsschlagader wieder ausgetreten war. Dieser General war, ebenso wie kurz zuvor von Kortzfleisch, ins OKH gebeten worden. Auf der Fahrt von Potsdam, dem Sitz seiner Dienststelle, zur Bendlerstraße schaltete der musikfreudige Mann das Rundfunkgerät im Wagen

ein und hörte die Sondermeldung vom mißlungenen Anschlag auf Hitler.

Als er das Zimmer des Chefs AHA und Vertreters des Befehlshabers des Ersatzheeres betrat, herrschte dort noch die allgemeine Verwirrung, die durch das Verhalten des Generals von Korzfleisch hervorgerufen worden war. Die Zögerer unter den Verschwörern gaben dem inzwischen nach Zossen gefahrenen Witzleben recht und verlangten, daß die Durchführung von „Walküre" unterbrochen werde. Der Streit über diese Frage ist noch in vollem Gang. Von dem Auftreten des Generals Specht in diesem Augenblick sollte mehr abhängen, als er ahnen konnte. Olbricht tritt ihm entgegen mit der nun schon schablonenhaften Erklärung: „Der Führer ist tot . . ." Bei diesen Worten bereits unterbricht Specht:

„Sie irren, soeben habe ich im Rundfunk die Durchsage mit eigenen Ohren gehört, daß der Führer beim Attentat nur geringfügig verletzt sei."

Das schlägt wie eine Bombe ein. Die Öffentlichkeit ist also schon unterrichtet. General Specht beruft sich auf den Eid, schneidet jede weitere Auseinandersetzung ab und wendet sich zum Gehen.

Die Lähmung der Gegenseite ist stark. Niemand im Zimmer kommt auf den Gedanken, ihn am Fortgehen zu hindern, niemand folgt ihm auf den Flur hinaus. Dort treten zur gleichen Zeit von Kortzfleisch und

Schlee aus dem Zimmer der Sekretärin, in dem jener eingesperrt gewesen war. Unwillkürlich geht Specht auf die Männer zu, und es erfolgt eine kurze, gegenseitige Unterrichtung. Nach wenigen Worten steht für die drei Offiziere fest: für sie sind die anderen eidbrüchige Verräter, gegen die mit aller Gewalt vorgegangen werden muß. Kortzfleisch erinnert daran, daß er im Zimmer des Generals Olbricht verhaftet worden war. Dort also werden die Verschwörer ihren Sitz haben. Specht bestätigt diese Vermutung. Die anwesenden Wachen des Oberleutnant Schlee entsichern ihre Maschinenpistolen, und unter ihrem Schutz betreten die drei Offiziere das Dienstzimmer des Chefs AHA. Kortzfleisch erklärt nun seinerseits die gleichen Offiziere, die ihn vor einer Viertelstunde festgenommen hatten, als Gefangene, und sie lassen sich auch, niedergehalten durch die auf sie gerichteten Läufe, ohne Widerstand festsetzen. Was hätte es auch noch für einen Sinn gehabt, aufzubegehren, wenn durch Zweifel und Uneinigkeit in den eigenen Reihen der innere Widerstand bereits erlahmt war.

* * *

In der entstehenden Verwirrung gelingt es dem Adjutanten des Generals Olbricht, Major von der Lanken, aus dem Zimmer seines Chefs zu entkommen. Er begibt sich in die Diensträume weiterer Mitver-

schwörer, die ein Stockwerk höher gelegen sind. Dort versucht er, eine Gemeinschaft zusammenzubringen, die es ihrerseits unternehmen könnte, den verhafteten Kopf der Verschwörung zu befreien. Türen werden aufgerissen, die Gleichgesinnten strömen zusammen. Zum Glück für sie war kurz vorher der nach Spandau entsandte Wagen mit Waffen und Munition eingetroffen, so daß sie sich bewaffnen konnten. Aber wieder war eine Meldung fehlgelaufen: Abteilungsleiter Oberst Herber beim Chef Jn6 (Waffen und Geräte) ist nicht im Komplott. Zu ihm gelangt also die Nachricht, daß Waffen in Spandau abgeholt waren und jetzt im OKH ausgegeben werden. Er tritt dazwischen und verlangt die Herausgabe der Waffen. Jetzt, Stunden nach dem Anlaufen des Planes „Walküre", entsteht auf den Gängen des zweiten Stockwerkes die einzige Schießerei an diesem Nachmittag. Oberleutnant Schlee hört die Schüsse, und in alter Frontwitterung greift er sich alle verfügbaren Männer. Er sichert die beiden Treppenabgänge, dann beginnt er seine „gewaltsame Erkundung". Bei seinem Erscheinen bricht das planlose Geschieße ab. Er geht durch die Reihen, stellt nur immer die gleiche Frage: „Sind Sie für den Führer?" Erfolgt nicht sofort ein klares und entschiedenes „Ja" oder „Selbstverständlich", sperrt er jeden ohne Rücksicht auf den Dienstrang in das nächste Zimmer. Nach einer knappen Viertelstunde herrscht auch hier völlige Ruhe.

„Wo ist eigentlich Generaloberst Fromm?" fragt Oberst Herber nach Beendigung dieses Zwischenfalles den ebenfalls im zweiten Stock erschienenen General von Kortzfleisch. Aber auch Oberleutnant Schlee weiß nur, daß er die Anweisung bekommen hatte, dessen Rückkehr vom Mittagessen und sein Passieren an der Wache sofort an General Olbricht zu melden. Das war befehlsgemäß geschehen. Jetzt erst, auf die Frage des Abteilungsleiters beim Chef Jn6, wird es Schlee bewußt, daß der BdE bei den Vorgängen überhaupt nicht zu sehen war. Er macht Kortzfleisch und Oberst Herber Meldung darüber, was ihm von General Olbrich hinsichtlich Fromms Rückkehr in der Bendlerstraße aufgetragen worden war. Also mußte der Chef des AHA weiteres über Fromm wissen.

Man geht zurück in Olbrichts Dienstzimmer. Dort zeigt sich folgendes Bild: an der einen Wand sitzen nebeneinander, wenn auch in Abständen, die eine persönliche Berührung ausschließen, die Verhafteten, und zwar Beck, Hoepner, Olbricht, Stauffenberg, Merz von Quirnheim usw. Ihnen gegenüber stehen Männer der Wachtruppe unter Führung des Leutnants Schady. Sie halten mit entsicherten Waffen befehlsgemäß die Verschwörer in Schach. Oberst Herber betritt das Zimmer, geht auf Olbricht zu und fragt ihn nach Fromms Verbleib. Olbricht gibt Auskunft, daß man ihn vor Stunden in das Schreibzimmer nahe bei seinem Dienst-

raum gesperrt habe und er sein Wort verpfändet hätte, es nicht zu verlassen. Man könne ja selbst einmal nachsehen, fügt er verbissen hinzu, und seine sächsische Mundart läßt nicht erkennen, ob Fromm dort noch anzutreffen sei. Höhnisch setzt er fort, wenn man genau die Sekretärinnenzimmer absuche, könne man vielleicht auch noch den SS-Oberführer Piffrader finden, der als Abgesandter des Reichssicherheitshauptamtes in einem der Schreibzimmer eingesperrt worden sei.

Das bezeichnete Zimmer wird aufgeschlossen. Und wirklich, Fromm sitzt noch, völlig gebrochen, in diesem engen Raum, vor sich die beinahe leer gerauchte Zigarettendose. Kortzfleisch, Specht und Herber unterrichten ihren Chef über Vorgänge und Lage. Mit jedem Satz nehmen in Fromm das Selbstbewußtsein und die immer stärker anwachsende Verantwortung erneut von ihm Besitz. Jetzt wird er wieder zum Kommandanten des Bendlerblocks. In seinem Dienstbereich ist ein Aufstand gegen Adolf Hitler ausgebrochen, in seinem Dienstbereich muß er auch von ihm selbst nunmehr getilgt werden. Seine nächsten Helfer und Untergebenen sind, soweit sich ihm die Sachlage enthüllt, die Träger der Verschwörung, sein eigener Ia war sogar der Attentäter. Die Lähmung, in der er die letzten Stunden verbracht hatte, schlägt ins Gegenteil um. Jetzt wird er beweisen, daß er unbedingt zu Hitler steht. Der in seiner nächsten Umgebung aufgeloderte Brand

wird von ihm selbst und mit seinen Mitteln wieder ausgelöscht werden. Er bildet ein Kriegsgericht, zu dem er nach bestehenden Vorschriften der Form nach ohne weiteres berechtigt ist. War er es aber auch im Hinblick auf die Schwere der Gesamtlage?

Seiner Gerichtshoheit unterstanden wohl seine eigenen Untergebenen; hier waren aber Männer im Spiel, die nicht in seine Dienstbereiche fielen, wie Beck, Hoepner, die beide aus dem aktiven Dienst ausgeschieden waren.

* * *

Das Kriegsgericht, das sofort gebildet wurde und zusammentrat, entschied unter Generaloberst Fromm als Gerichtsherrn, daß General Olbricht, Oberst von Stauffenberg, Oberst Merz von Quirnheim, Major von der Lancken und Oberleutnant von Haeften zum Tod durch Erschießen verurteilt seien. Für Beck und Hoepner erklärt man sich nicht zuständig. Beck erhielt, als Gleichrangiger zu Fromm gewürdigt, die Möglichkeit, sich selbst zu erschießen. Fromm legte ihm die Pistole auf den Tisch.

Die Verurteilten werden abgeführt, ein Feldwebel der Wache wird angewiesen, im Augenblick, wenn Beck die Waffe nehmen und gegen sich richten würde, das Zimmer zu verlassen. Er tut wie befohlen. Als der Feldwebel die Tür hinter sich zuziehen will, zerreißt ein Schuß die Stille. Da, im nächsten Augenblick, erhebt

sich in einer ungeheuren Willensanspannung Beck noch einmal und gewinnt die Kraft, abermals die Waffe gegen sich selbst zu richten. Doch, auch dieser Schuß ist noch nicht tödlich. Der Feldwebel gibt ihm den Gnadenschuß.

Im Hofe des Bendlerblocks wird inzwischen die Exekution der Verurteilten vorbereitet. Es ist Nacht geworden. Ein Lkw wird herangefahren und die Scheinwerferverkleidung weggenommen. Der Motor läuft an, die Boschlampen beleuchten den Sandhaufen, der im Hof aufgeschüttet ist; es ist Feuerlöschsand für die Luftschutzbereitschaft.

Die Verurteilten werden mit Ausnahme des Majors von der Lancken herangeführt. Generaloberst Fromm verliest noch einmal das Urteil, das gegen die Offiziere seines eigenen Dienstbereiches wegen Hoch- und Landesverrates auf Tod durch Erschießen erkennt. General Olbricht wirft einen letzten, harten und verächtlichen Blick auf Fromm und sagt nur:

„Wohin soll ich mich stellen?"

Die Exekution erfolgt einzeln, dem Rangdienstalter nach. Die Verurteilten betreten schweigend nacheinander den Sandhaufen. Einzig Oberst Stauffenberg ruft in das Kommando hinein die Worte: „Es lebe ein freies Deutschland!"

Von diesen Ereignissen bis hinein in den Vollzug der Erschießungen ist bei Goebbels und in seiner Umgebung zu diesem Zeitpunkt noch nichts bekannt. Remer hatte seinen Befehlsstand in das Vorzimmer des Ministers Goebbels verlegt; dort standen ihm alle Fernsprechleitungen zur Verfügung, ebenso die Fernschreibeinrichtungen des Ministeriums. Die Befehlsübermittlung über die OKW-Leitungen hatte bisher reibungslos geklappt, die gesamte Aktion „Walküre" schien im Sand zu verlaufen. Eigenartig blieb, daß bis zur Stunde noch kein Widerstand zu erkennen war. Aber wichtiger war die andere Aufgabe, den Aufstand so rasch und reibungslos wie nur möglich zu beenden. Und das schien zu gelingen. Berlin war ruhig.

Am Brandenburger Tor und am Potsdamer Platz standen Ordonnanzoffiziere, die mit der Aufgabe betreut waren, die durch „Walküre" ins Stadtzentrum befohlenen Einheiten über die eigentliche Befehlslage aufzuklären. Und nicht ein einziger Einheitsführer zögerte auch nur einen Augenblick, den Weisungen zu folgen, wenn ihm erklärt wurde: „Sie sind falsch unterrichtet. Der Alarmplan „Walküre" ist unter falschen Voraussetzungen ausgelöst worden. Ein Attentat auf den Führer hat zwar stattgefunden, aber er lebt. Der Eid steht bei ihm. Der Kommandeur des Wachregiments

‚Großdeutschland' hat vom Führer die vollziehende Gewalt in der Reichshauptstadt übertragen bekommen. In seinem Namen befehle ich Ihnen, die Truppe im Tiergarten rasten zu lassen und sich zu seinem Gefechtsstand, Hermann-Göring-Straße Nr. 20, zu begeben."

Die von der Absperrung der Bannmeile zurückgezogenen Einheiten des Wachregiments lagerten zum Teil im Garten der Ministerwohnung. Zu ihnen spricht Goebbels um 21 Uhr. Als Remer, der die Ansprache mit angehört hatte, ins Vorzimmer zurückkommt, meldet ihm sein Adjutant:

„Herr Major, vor wenigen Minuten hat General von Hase angerufen und befohlen, Sie möchten sich umgehend bei ihm in der Kommandantur melden."

„Umgekehrt!" entscheidet Remer. „Herr General von Hase wird gebeten, unverzüglich hier bei mir in der Ministerwohnung zu erscheinen. Richten Sie ihm das aus und erklären Sie ihm, wie ich zu diesem Befehl an ihn komme."

Wie Siebert die Verbindung mit dem Stadtkommandanten hergestellt hat und die geistige Verständigung zwischen dem General und dem Adjutanten des Wachregiments auf Schwierigkeiten stößt, ergreift Remer den Hörer: „Herr General, ich stehe unter dem persönlichen Befehl des Führers. Wenn Herr General mich sprechen wollen, müssen Herr General hierher kommen." Tat-

sächlich erscheint nach kurzer Zeit General von Hase im Vorraum der Ministerwohnung. Lächelnd geht er auf den gerade dort stehenden Leutnant Hagen zu:

„Na, mein lieber Doktor, wie geht es denn Ihnen?"

Hagen nimmt im Geiste seinen Argwohn zurück, den er gefühlsmäßig noch vor wenigen Stunden gegen den Stadtkommandanten gehegt hatte, als er nicht selbst in dessen Dienstzimmer gegangen war, um das Ergebnis seiner ersten Lageerkundung bei Goebbels persönlich zu überbringen, sondern Siebert und Buck damit beauftragt hatte. Hagen geleitet den General in den ersten Stock zu Remer. Obwohl der General durch Siebert am Fernsprecher unterrichtet worden war, daß Major Remer mit der vollziehenden Gewalt beauftragt worden sei — das veranlaßte ihn wohl auch zu kommen —, versuchte er bei der ersten persönlichen Begegnung noch einmal, den Vorgesetzten hervorzukehren. Er begann mit Vorwürfen, warum sich Remer seit Stunden nicht mehr in der Kommandantur habe sehen lassen. Remer erwiderte kurz, er habe bisher keine Zeit gehabt, dorthin zurückzukehren. Er müsse ihm jedoch melden, daß er das Verbot, zu Goebbels zu fahren, zwar verletzt, auf diesem Wege jedoch Gewißheit und Klarheit erlangt habe, die man ihm in der Kommandantur nicht habe geben können: jetzt stehe fest, daß der Eidhalter Adolf Hitler lebe und daß der Eid ihm gegenüber bestünde und gelte.

„Ich bitte Herrn General, zur Kenntnis zu nehmen, daß ich zwar gegen Ihren ausdrücklichen Befehl, aber doch wohl in aller Interesse gehandelt habe. Nach Lage der Dinge werden Herr General diese Insubordination entschuldigen."

General von Hase nimmt das schnell auf.

„Aber gewiß, mein lieber Remer! Schauen Sie, ich war ja nicht in der Lage, Ihnen heute Nachmittag in der allgemeinen Ungewißheit auf Ihre Fragen genaue Antwort zu geben. Wie soll ich Ihnen da einen Vorwurf machen, daß Sie die Pflicht der Lageerkundung über die Pflicht des blinden Gehorsams gestellt haben."

„Der Herr Minister läßt Herrn General von Hase bitten."

Damit wird das Gespräch unterbrochen.

Die Tür geht auf. Goebbels sitzt nicht mehr hinter dem Schreibtisch, sondern an einem seitwärts befindlichen, runden Tisch. Der Schritt des Generals strauchelt einen Augenblick, dann hat er sich wieder in der Gewalt. Der Mann neben Goebbels ist Dr. Kaltenbrunner, SS-Obergruppenführer und Chef des Reichssicherheitshauptamtes.

* * *

Kaltenbrunner war vor kaum einer Stunde in der Hermann-Göring-Straße erschienen, ohne zu wissen, was in Berlin gespielt wurde. Sein Abgesandter zum

OKH, SS-Oberführer Piffrader, war nicht aus der Bendlerstraße zurückgekehrt, sondern von den Aufständischen dort zurückgehalten worden. Er selbst war sofort nach Bekanntwerden des Attentats durch den Reichsführer-SS Himmler mit einer Untersuchungskommission ausgewählter Kriminalisten nach Lötzen befohlen worden. Auf dem Feldflughafen aber wurde er persönlich von seinem obersten Chef zurückbeordert als Vorreiter für dessen gegen Mitternacht angekündigtes Eintreffen in Berlin. Bis dahin habe Kaltenbrunner sich ein genaues Bild von den Vorgängen in der Reichshauptstadt zu verschaffen. Wenn auch Goebbels selbst noch über die Hintergründe und Zusammenhänge im Dunkeln tappte, so war er geradezu ein Riese an Wissen gegenüber dem völlig ahnungslosen Vertreter Himmlers während dessen Abwesenheit von Berlin. Und in wenigen Stunden würde der Reichsführer-SS und Chef der deutschen Polizei in Berlin sein und den ersten und möglichst vollständigen Bericht von ihm einfordern. Kaltenbrunners Lage war angesichts dieser auch jetzt noch unübersehbaren Verhältnisse verzweifelt.

So kam ihm der Kommandant von Berlin gerade recht, denn über ihn war ja die Auslösung des Alarmplanes „Walküre" an die Berliner Einheiten erfolgt. Das Gespräch wurde unter sechs Augen geführt und wird wohl, da alle drei Teilnehmer tot sind, nie mehr

wiedergegeben werden können. Wie weit die Ansichten über die Beurteilung der Lage auseinander liefen, nämlich die Hoffnungen, in denen sich von Hase noch wiegte, und der Gegensatz dazu, wie seine beiden Gesprächspartner darüber urteilten, ging jedoch aus der Verabschiedung des Stadtkommandanten durch Goebbels klar hervor.

Die Unterredung hatte über eine Stunde gedauert. Goebbels begleitete seinen Gast durch das Vorzimmer. An der Tür zum oberen Flur reichte er dem General die Hand. Dieser faßte das als eine Verabschiedung auf und sagte:

„Ich kann also gehen?“

Goebbels hält zurück.

„Es könnten doch noch Rückfragen nötig sein. Daher wäre es mir lieber, wenn Sie sich hier im Hause für diese Fälle zur Verfügung halten würden. Ich werde Ihnen ein Zimmer anweisen lassen, in dem Sie sich ungestört mit Ihrem Adjutanten aufhalten können.“

Der General sieht kein Entrinnen mehr. Er wendet sich an Goebbels:

„Erlauben Sie mir aber, meine Frau zu verständigen, daß ich später komme?“

Dem „Bitte sehr!“ des Ministers antwortet er mit der nächsten Bitte:

„Herr Minister, ich habe seit Mittag nichts mehr gegessen. Wäre es möglich, hier etwas zu bekommen?“

Gobbels winkt mit einer schneidenden Höflichkeit eine Haus-Ordonnanz heran.

„Machen Sie für Herrn General ein paar belegte Brote und stellen Sie eine Flasche guten Weins dazu."

An von Hase gewendet, fragt er:

„Mosel- oder Rheinwein, Herr General?"

Dieser entscheidet sich für Mosel. Dann verläßt er das Zimmer. Sobald sich die braun verhängte Glastür hinter dem Stadtkommandanten geschlossen hat, läßt Goebbels die Maske fallen, dreht sich siegesbewußt auf seinem gesunden linken Bein herum und sagt zu den Umstehenden:

„Das also sind unsere Konterrevolutionäre! Wenn's schief geht, rufen sie nach der Mutti und wollen was zum Fressen haben. Ich würde mir doch lieber die Daumen abbeißen, bevor ich von Menschen, denen ich eben noch ans Leben wollte, etwas zu essen annähme."

Dann geht er zur Tür seines Arbeitszimmers. Remer steht dort, peinlich berührt von diesem Auftritt. Goebbels liest die Rückwirkung auf Remers Mienen. Er muß ihn wieder in seinen Bann ziehen und spricht ihn deshalb an.

„Wie alt sind Sie eigentlich, Herr Major?"

Remer antwortet, im eigentlichen Sinn „von oben herab":

„Noch nicht ganz zweiunddreißig Jahre, Herr Minister."

Goebbels, aus der Empfindsamkeit des körperlich Benachteiligten, dem das im Aufblick zu Remer, der wie ein junger Kriegsgott vor ihm aufragt, um so stärker bewußt wird, muß sich befreien:

„Zweiunddreißig Jahre — da war ich bereits Gauleiter und auf dem besten Weg zum Minister."

Remer hat es leicht, diese nicht besonders glückliche Szene aus seiner höheren Warte zu übersehen.

* * *

Goebbels verschwindet in sein Arbeitszimmer, wo Kaltenbrunner auf ihn wartet. Aber auch Remers Umgebung, zu der sich der ehemalige Kommandeur Gehrke und sein Adjutant Bechtel gesellt hatten, fand keine Zeit, über das eben Erlebte nachzudenken. Der Fernsprecher OKW-Leitung klingelte, Siebert nahm den Hörer.

„Ja, Schlee, was gibt's bei euch? Was ist los — erschossen —? Augenblick, ich übergebe an Major Remer."

Dieser war bei dem Wort „erschossen" mit einem Satz an Sieberts Seite, denn schon beim Namen Schlee war ihm das Ferngespräch mit seinem Wachführer vom Dienst wieder gegenwärtig. Wie mochte es ihm inzwischen ergangen sein, was hatte er erlebt! In diesen Gedankenblitz platzte das Wort, das Siebert bei der Übergabe des Hörers fassungslos wiederholte: „Im OKW wird erschossen."

Die Erklärungen, dazu noch in Schlees gemütlich klingendem Pfälzisch vorgebracht, unterbricht Remer in seiner harten, mecklenburgischen Sprechweise:

„Sofort einstellen! Ich komme augenblicklich selbst rüber. Sie sind mir verantwortlich dafür, daß nichts weiter geschieht — Ende."

Remer haut den Hörer auf die Gabel und ruft noch zurück:

„Hagen, sagen Sie dem Minister, daß ich zum Bendlerblock gefahren bin. Dort wird erschossen. Ich werde eingreifen!"

Speer, der im Zimmer die Meldung mit angehört hat, stürzt hinter Remer her, bietet ihm seinen wendigen Sportwagen und sich selber als Fahrer an. Sie brausen die Linnéstraße entlang, runden den Skagerrakplatz und sind in kürzester Zeit vor dem Bendlerblock. Die Einfahrt ist gesperrt. Im Toreingang trifft Remer auf Fromm, der gerade von der Exekution zurückkommt. Er steht noch unter ihrem Eindruck, seelische Erschütterungen zeichnen sich in dem vom Bart nur wenig verdeckten Zügen ab. Remers Vorwürfe treffen ihn doppelt stark, und er antwortet um so empfindlicher. Ein Major macht ihm, dem Generalobersten, dem Mann, der in den eigenen Reihen den gefährlichen Putsch mit eiserner Strenge unterdrückt hat, Vorwürfe? Jetzt erst erkennen beide, daß zwischen ihnen neue Ereignisse und Befehlsverhältnisse entstanden sind.

„Herr Generaloberst, ich glaube, wir reden aneinander vorbei, weil Sie nicht wissen, daß mir der Führer persönlich die vollziehende Gewalt, damit aber auch die Verantwortung für die Reichshauptstadt übertragen hat. Jeder meiner Befehle ist unmittelbarer Führerbefehl."

Fromm beginnt zu begreifen, daß große Entscheidungen gefallen sind, während er in der Schreibstube seiner Sekretärin gefangen saß. Remer lädt ihn ein:

„Darf ich Sie bitten, Herr Generaloberst, mit mir zu Goebbels zu fahren. Dort habe ich meinen Befehlsstand. Wir werden dort auch die Vorgänge, die hier vorgefallen sind, besser klären können."

Fromm willigte ein, und sie fahren im Wagen des Generalobersten zur Ministerwohnung zurück. Es ist kaum eine Viertelstunde vergangen, als sie wieder in der Hermann-Göring-Straße eintreffen.

Bis der Wagen des BdE bereitgestellt wurde, nahm Remer Gelegenheit, sich mit Schlee zu unterhalten. Auf der Rückfahrt und dann auf seinem Befehlsstand wieder kommt ihm Schlees Bericht nicht aus dem Sinn. Dieser hatte sich an den nachmittaglichen Befehl gehalten, demzufolge er mit seinen Truppen auskommen müsse. Einmal nur, gegen 19 Uhr, hatte er im Wachregiment angerufen, um Meldung von den ersten stürmischen Vorfällen zu machen. Leutnant Gees konnte ihm nur sagen, daß der neue Befehlsstand im Vorzimmer des

Ministers Goebbels sei. Nach zwei vergeblichen Versuchen, dorthin fernmündlich durchzukommen, hatte er es aufgegeben, zumal er durch die Schießerei in den oberen Stockwerken abberufen wurde. Er hatte bisher seiner Ansicht nach die Lage gemeistert, er brauchte keine Rückendeckung durch seinen Kommandeur. Von dem Augenblick, da die verwirrten Kommandoverhältnisse bei Generaloberst Fromm wieder bereinigt waren, also beim BdE selbst, dem er ja während der Zeit des Wachdienstes im Bendlerblock unmittelbar unterstand, erschien ihm dieser verrückte Nachmittag und Abend erledigt. Er gab noch den Befehl weiter, daß die von General Olbricht zusätzlich beorderten Offizierswachen eingezogen würden. Ihm waren diese in langer Hose und mit Dienstdolch kontrollierenden Offiziere ohnehin ein Dorn im Auge gewesen, teils, weil er in ihnen ein Mißtrauen gegen seine eigenen Soldaten verkörpert sah, dann aber, weil sie ihm in ihrer Aufmachung ein unsoldatisches Bild boten. Er hatte sich dem höheren Befehl gefügt, der dann durch die Wirren des Nachmittags seine Berechtigung zu erhalten schien. Im Verlauf ihrer Auseinandersetzungen war es auch bald 22 Uhr geworden, und nach Stunden betrat er zum erstenmal wieder das Wachlokal, um sich einen Augenblick hinzusetzen, eine Kleinigkeit zu essen, zu trinken. Das Kriegsgericht, das zusammentrat, kümmerte ihn wenig.

Es ging auf 23 Uhr. Eben war sein Hunger gestillt, er rauchte eine Zigarette, da erschien Generaloberst Fromm persönlich in der Wachstube und befahl ihm: „Sie stellen sofort ein Erschießungspeloton von neun Mann, dazu einen Offizier."

Den jungen, blonden Leutnant Schady durchzuckt es: „Dieser Befehl bleibt an mir hängen." Generaloberst Fromm wartet die Ausführung des Befehls im Wachlokal ab und verläßt es zusammen mit dem Peloton. Nach kurzer Zeit übergibt Schlee den Wachdienst dem dienstältesten Feldwebel, geht hinaus auf den Hof, wo gerade das Kommando zur ersten Exekution ertönt.

Als General Olbricht tot zusammenbricht, überkommt es Schlee, daß er diese Vorgänge seinem Regimentskommandeur melden müsse. Er geht, an der Exekution nicht unmittelbar beteiligt, zurück ins Wachlokal. Diesmal klappt die Verbindung mit Remer beinah auf Anhieb.

„Herr Major, ich melde, daß hier im Bendlerblock Erschießungen stattfinden", ist seine kurze Meldung: er überhörte allerdings in der Erregung, daß nicht sein Chef, sondern der Adjutant am Apparat war. Aber jetzt, auf die leidenschaftlich herausgestoßene Frage: „Schlee, was ist los?" erkennt er seinen Kommandeur. Er wiederholt die Meldung von den Erschießungen. Remer, der keinen Zusammenhang ahnt oder erkennt, ruft zurück.

„Feuer sofort einstellen! Ich komme augenblicklich selbst rüber!“

Schlee weiß nicht, daß Remer die vollziehende Gewalt für die Reichshauptstadt in den Händen hat. Am Nachmittag war er bereits mit seinem Chef zusammengerasselt, als er Verstärkungen von ihm erbitten wollte, und jetzt gibt er ihm einen Befehl, der dem eines Generalobersten und seines augenblicklichen obersten Dienstvorgesetzten entgegensteht. Wer befiehlt denn hier eigentlich? Während er noch überlegt, wie er Remers „Befehl“ an seinen, für die Zeit des Wachdienstes mittelbar höchsten Vorgesetzten weitergeben soll, kommen die Männer vom Erschießungskommando stumm und verschlossen zurück. Leutnant Schady bebt vor innerer Erregung, setzt sich in eine Ecke und ist zu keinem Wort fähig.

Das Wachlokal gibt durch ein Fenster den Blick in die Toreinfahrt frei. Dort erscheint eben Remer und gerät in ein, den Gebärden nach zu schließen, erregtes Gespräch mit Generaloberst Fromm, mit dem er auf dem Weg zum Wachlokal zusammengetroffen ist. Fast unbewußt geht Schlee zu seinem Kommandeur hinaus. Die Spannungen, die sich bei der Trennung durch die Fernsprechleitungen zwischen ihnen aufgeladen hatten, fließen in dem Augenblick ab, als sich die Eichenlaubträger gegenüberstehen. Remer kann nur gefaßt sagen: „Schlee, konnten Sie denn nichts mehr verhindern?“

„Nein, Herr Major, es war schon vorbei.“

Generaloberst Fromm tritt vor seinen Wachoffizier: „Herr Remer, Ihr Oberleutnant trägt keine Verantwortung. Ich habe alles befohlen und werde es auch verantworten.“

Dann bittet er Remer um Geduld, er müsse noch einmal in sein Dienstzimmer. Remer ahnt nicht, daß er nach Beck sehen will, der inzwischen die Pistole gegen sich gerichtet hatte. Schlee benutzt die Gelegenheit, seinen Kommandeur über die Ereignisse, soweit er sie erlebt hatte, in militärischer Kürze zu unterrichten. Das mittlerweile vorgefahrene Auto des BdE bringt dann Fromm und Remer zur Ministerwohnung.

* * *

Remer hatte den Bendlerblock nur bis zur Toreinfahrt betreten. Nun sitzt er wieder im Vorzimmer von Goebbels' Privatbüro, überdenkt die Ereignisse und teilte sie seinen Offizieren mit. Fromm aber schildert zur gleichen Zeit im Nebenzimmer die Vorgänge vor Goebbels und Kaltenbrunner.

Auf Remers Gefechtsstand scheint sich der Auftritt zu wiederholen, der sich eine gute Stunde vorher ereignet hatte, als General von Hase in den Diensträumen von Goebbels verhört wurde. Doch damals waren der Vorgänger Remers als Kommandeur des Wachregiments, Oberstleutnant Gehrke, und sein Adjutant, Oberleut-

nant Bechtel, aufgetaucht und hatten für Abwechslung gesorgt. Sie berichteten von ihrer Fahrt durch West-Berlin, von der Begegnung mit der Panzerbrigade und von der Tatsache, daß der Gefechtsstand dieser Truppe sich in der Generalinspektion der Panzertruppen am Fehrbellinerplatz befände. Gehrke und Remer waren übereingekommen, daß der ehemalige Kommandeur des Wachbataillons die Verbindung zu diesen Panzereinheiten und ihrer Aufklärungsabteilung übernehmen sollte.

Doch das rückte erst viel später in einen überschaubaren Zusammenhang. Auf alle Fälle wird niemandem eine Verbindung mit der Tatsache bewußt, daß jetzt der Reichssendeleiter Hadamovsky mit der Meldung hereinplatzt, auf der Ost-West-Achse führen Panzer auf. Er war auf seiner Fahrt vom Funkhaus über das Knie zum Brandenburger Tor an einer aufmarschierenden größeren Panzereinheit vorbeigekommen, die vorgezogene Abteilung der Döberitzer, wie es sich später herausstellte. Die Spitze stünde am Großen Stern, man verhielte im Augenblick, aber die Marschrichtung zeige zur Stadtmitte.

„Hagen, fahren Sie zum großen Stern und klären Sie auf!" ist Remers Antwort.

Das erscheint niemandem eine ungewöhnliche Sache. Die Offiziere in Remers Stab haben solche Aufgaben im Laufe des Nachmittags immer wieder erhalten und ohne Schwierigkeiten erledigt. Ein Hinweis auf das

Mißlingen des Attentats, ein weiterer auf den bestehenden Eid genügten, und nicht ein einziger Einheitsführer zögerte, sich unter Remers Befehl zu stellen.

Diesmal will es aber nicht so glatt gehen. Es muß für den Kommandanten des ersten Panzers auch ein sonderbares Bild gewesen sein, das sich da vor ihm zeigte: ein Krad fährt heran, auf dem Soziussitz ein Offizier, völlig unvorschriftsmäßig in Dienstmütze und, ohne umgeschnallt zu haben, in der Hand die Handschuhe, keinerlei Waffe. Dieser geht ganz ruhig auf ihn zu. Jetzt erkennt er am rechten Ärmel des Herankommenden den Ärmelstreifen „Großdeutschland". „Komische Figur", denkt er, zwingt sich aber zu den unter Offizieren üblichen Umgangsformen. Trotzdem legen sich beide äußere Zurückhaltung auf, in die sich Hagen nach den ersten aufklärenden Worten von seiner Seite durch die frostige Ablehnung seines Gegenübers gedrängt sieht. Er fühlt, „der andere glaubt dir kein Wort." Endlich kommen beide überein, daß der Führer des Spitzenpanzers die Lagemeldung an seinen Kommandeur zur Weitergabe an Oberst Bollbrinker durchgeben will. Dem Oberst und Ritterkreuzträger Bollbrinker waren als dem Chef Jn6 sämtliche in Berlin operierenden Panzereinheiten von General Thomale am Nachmittag unterstellt worden. Man kommt überein, in einer halben Stunde die Ergebnisse der Rückmeldungen bei den jeweiligen Kommandeuren am gleichen Platz auszutauschen.

Kaum hatte Hagen das Vorzimmer mit seinem Auftrag verlassen, kommt auf Remers Gefechtsstand die Meldung an, daß über die Hofjägerallee in Richtung Siegesallee, Ecke Skagerrakplatz, Panzereinheiten vorfühlten. Siebert erhält den Befehl, dort aufzuklären. Auch ihm gelingt es, den Kommandeur des Spitzenpanzers zu sprechen und über die Lage, wie sie dem Wachregiment sich darbietet, zu unterrichten. Wie er eben die Beauftragung Remers mit der vollziehenden Gewalt erklärt, fährt ein ihm unbekannter höherer Stabsoffizier die Reihe der auffahrenden Panzer ab und ruft: „Alles hört auf meinen Befehl! Wer zuwiderhandelt, wird erschossen!"

Siebert ruft dagegen:

„Alles hört nur auf den Befehl von Major Remer!"

Es entsteht ein Wortgefecht — die einzige Art von Gefechten, die an diesem Tag außerhalb des Bendlerblocks in Berlin ausgetragen werden —, doch konnte Siebert auf diese Weise zumindest seinen Auftrag der Lageübersicht anbringen.

Das alles blieben jedoch nebensächliche Vorgänge, die auf den Verlauf des ganzen Abenteuers keinen Einfluß hatten und die nur berichtet sein wollen, um die Verworrenheit der Lage zu kennzeichnen. Als Siebert und Hagen von ihren Aufträgen zurückgekehrt waren, treffen nach kurzer Zeit auch Gehrke und Bechtel von ihrer

ersten Fahrt zu Oberst Bollbrinker, in der Generalinspektion der Panzertruppen am Fehrbelliner Platz, wieder auf Remers Gefechtsstand ein.

Gehrke berichtet, daß Bollbrinker gewillt sei, im Vertrauen auf das gegenseitig gegebene Offiziers wort, zu Goebbels zu kommen. Allerdings unter der Voraussetzung, daß Remer ihn zusammen mit Gehrke abhole. So fahren Remer, Gehrke und Bechtel zum Fehrbellinerplatz. Nach einer knappen halben Stunde sind sie zurück.

Währenddessen läuft im Ministerzimmer weiterhin die Vernehmung des Generalobersten Fromm. Über ihn zieht sich das Verhängnis immer stärker zusammen [12]). Draußen im Vorzimmer erzählen sich einstweilen die Kommandeure des Wachregiments und der Panzerbrigade die geradezu tragikomischen Irrungen und Wirrungen, die diese beiden einzigen schlagkräftigen Truppenteile in der Reichshauptstadt gegeneinander geführt und doch noch in letzter Minute vor einem blutigen Aufeinanderprall bewahrt hatten. Man ist versucht, an ein Satyrspiel zu denken, wie es die Griechen, in weiser Erkenntnis dessen, daß man die Zuschauer nicht im Bann der Tragödie entlassen dürfe, an den Schluß ihrer tragischen Trilogien setzten. So hatte, ohne es zu ahnen, der alte Kommandeur des Wachbataillons wie ein deus ex machina in seinen alten Befehlsbereich wieder eingegriffen. Folgende Abläufe ergaben sich:

Am späten Nachmittag war der Vorgänger Remers als Kommandeur des damaligen Wachbataillons „Großdeutschland“, Oberstleutnant und Ritterkreuzträger Kurt Gehrke, zusammen mit seinem Adjutanten, Oberleutnant Günther Bechtel, vom Truppenübungsplatz Fallingbostel nach Berlin aufgebrochen. Am folgenden Tag sollten die Abschlußbesprechungen für die Ausrüstung der neuausgestatteten Panzerstoßbrigade im OKH, Abteilung Jn6, geführt werden; den Abend zuvor hatte man sich zu einem Abschiedstrunk bei den alten Kameraden der Wachtruppe angesagt.

Oberstleutnant Gehrke und sein von ihm unzertrennlicher Adjutant brausten die Autobahn Hannover-Berlin entlang. Bei Spandau stößt der Kommandeur seinen Gehilfen an:

„Gucken Sie mal, da üben die Döberitzer Panzer Entfaltung von der Rollbahn ins Gelände.“

Sie überholten den letzten Panzer auf der Höhe des Stößensees. Ja, was war denn das? Alles feldmarschmäßig, die Männer saßen, wie man durch die geöffneten Luken erkannte, an Maschinengewehren mit durchgegurteter, scharfer Munition, und der ganze Heerwurm wand sich, soweit man sehen konnte, nach Berlin hinein; die Spitze war längst über den Adolf-Hitler-Platz hinaus. Gehrke machte sich noch lustig, er, der soeben als reiner Infanterist eine Panzerstoßbrigade übernommen hatte, meinte, das wäre doch ein wenig

zu viel der Ehre, daß seine neue Waffengattung ihn bei seinem ersten Einzug in Berlin so feierlich geleite.

Nur mühsam konnte Gehrkes Wagen die Panzer überholen. Endlich ließ ein Halt die Kolonne scharf rechts heranfahren. Die Marschpause benutzte Gehrke, um mit dem Kommandanten des nächsten Führungspanzers ins Gespräch zu kommen. Er bemerkte nicht, daß sich dieser nach einem Blick auf den Ärmelstreifen „Großdeutschland" eine Kühle auferlegte, wenn er auch, von dem als Kommandeur erkannten und noch in dieser Dienststellung vermuteten Gehrke ausgesprochen höflich und geziemend auf dessen im Umgang mit Frontsoldaten bekannt schnoddrige Redewendungen entgegnete.

„Was wird denn hier gespielt?", fragte er den Offizier.

Der denkt: „Mensch, das weißt du doch besser als ich", antwortete aber:

„Alarm ‚Walküre' ist ausgelöst!"

Auf Gehrkes Frage, was denn das heiße, fühlte er sich denn doch auf die Schippe genommen; der Kommandeur des Wachbataillons sollte ihn nicht für dumm verkaufen. So gibt er die trockene Auskunft, daß der Befehlsstand der Brigade beim Chef der Panzerinspektion am Fehrbellinerplatz sei.

„Is jut, mein Sohn", bedankte sich Gehrke und gibt dem Fahrer Anweisung, dorthin zu fahren.

Der Panzeroffizier ist froh, dieser Lage entkommen

zu sein. Die letzte Meldung hatte nämlich gelautet, daß das Wachregiment „Großdeutschland“ die Ministerien besetzt hielte. Ihr Auftrag aber sei, den Widerstand von „Großdeutschland“ zu brechen. Jetzt fuhr der Kommandeur des Wachbataillons, als den er ihn ansah, quietschvergnügt in der Aufmarschstellung der Truppe herum, die zum Entsatz der Reichsregierung angesetzt war.

„Typisch Gehrke“, sagte er leise, und im angefügten „so ein frecher Hund“, klang noch die Anerkennung durch, die er einem solchen Husarenstreich nicht versagen konnte. Na, der olle Bollbrinker würde schon mit ihm fertig werden, da kämen ja zwei Kerle zusammen mit gleicher seelischer Kragenweite. Er gab die Meldung auf dem Funkweg weiter, und damit war für ihn der Fall erst einmal erledigt.

Und dabei war „Kiki“ Gehrke in diesem Fall der harmloseste Schlachtenbummler, den man sich nur denken konnte. Auf der Weiterfahrt entschließt er sich, zunächst bei seinem alten Haufen ein Bild von der Lage zu bekommen, und weist seinen Fahrer an: Richtung Moabit, Rathenowerstraße, Eingang Kaserne.

Gehrkes entlang zum Wagen saust die Ost-West-Achse „Großen Stern“. Die Straße ist frei, denn der Heerwurm der Panzer ist ja zum Fehrbellinerplatz abgebogen. Am Schloß Bellevue vorbei geht die Fahrt, über die Paulsbrücke. Schon kommt das Kriminalgericht in

Sicht, und im nächsten Augenblick hält der Wagen vor dem Kaserneneingang. Aber das Tor ist verbarrikadiert. Wieder erteilt Leutnant Gees die notwendige Auskunft: Der neue Gefechtsstand des Kommandeurs befindet sich in Goebbels' Dienstwohnung. Also weiter, zur Hermann-Göring-Straße. Im Vorraum begegnen einander Gehrke und Hagen, der kurz über die zur Stunde noch völlig unübersichtliche Lage unterrichtet. Noch weiß man nichts von den Vorgängen im Bendlerblock. Im Ministerzimmer verläuft gerade die Vernehmung des Generals von Hase. Remer gibt seinem Freund und Vorgänger einen kurzen Lagebericht, den dieser mit einem Kopfschütteln beantwortet.

„Na ja, ich sage ja, kaum läßt man euch mal fünf Minuten allein, und schon passieren die merkwürdigsten Dinge. Ich war fünfviertel Jahre Kommandeur des Wachbataillons, und bis auf die blöden Fliegerangriffe ist rein gar nichts passiert. Und du bist gerade zwei Monate mein Nachfolger, und schon ist der Teufel los!"

Remer kann den Ton gerade noch mit einem „Nur keinen Neid!" aufnehmen, da geht die Tür zum Ministerzimmer auf und Goebbels geleitet den Stadtkommandanten durch das Vorzimmer und in seine Gefangenschaft. So wird der ehemalige Kommandeur des Wachbataillons Zeuge der „Verabschiedung" von Hases, was ihm doch fürs erste einmal die Sprache verschlägt. Jetzt rückt auch die Begegnung mit den Döberitzer

Panzern für ihn in eine scharfe Sicht. Er berichtet Remer, und sie beschließen, daß Gehrke und Bechtel persönlich Verbindung mit dem Gefechtsstand am Fehrbellinerplatz aufnehmen sollen.

* * *

Wenn die Beiden glaubten, sie würden im Stabe Bollbrinker als Friedensengel begrüßt werden, so hatten sie sich getäuscht. Der Adjutant ist mehr als zurückhaltend, hatte er doch vor einer reichlich halben Stunde die Meldung durchbekommen, daß der Kommandeur des Wachregiments in der Bereitstellung herumfahre. Das war zumindest eine Frechheit, denn für die Döberitzer hatte sich im Laufe des Nachmittags folgende Lage nach und nach enthüllt:

Gegen 16 Uhr 30 Uhr war der Alarm „Walküre“ durchgegeben worden. Das Tanken und Munitionieren der Panzer nahm gute zweieinhalb Stunden in Anspruch. Bis man sich in Marsch setzen konnte, verging wieder einige Zeit, so daß man durch den Rundfunk gerade noch die Nachricht vom mißglückten Anschlag erfahren konnte, bevor der Abmarsch begann. Der Kommandeur gab noch Befehl an den zurückbleibenden Meldekopf, auf alle Fälle Funkverbindung mit dem Generalinspekteur der Panzertruppen, Generaloberst Guderian, aufzunehmen. Da dieser zu kurzem Besuch auf seinem Hof im Warthegau sich aufhielt und dort

erst um Mitternacht des 20. vom Attentat Kenntnis erhielt, gab sein Stabchef, General Thomale nach dem Sachstand gegen 20 Uhr folgende Lage an die marschierende Brigade durch: „Auf den Führer hat ein Attentat stattgefunden, das dieser mit geringfügigen Verletzungen überstanden hat. Im Zusammenhang damit wurde in Berlin ein Militärputsch ausgelöst, Zentrale anscheinend Bendlerblock. Das Wachregiment ‚Großdeutschland' hat im Auftrage der Putchisten die Bannmeile zerniert und läßt niemanden ins Regierungsviertel hinein oder aus ihm heraus. Befehl an die Ersatzbrigade: Der Putsch im Bendlerblock ist niederzuschlagen, das Regierungsviertel zu entsetzen. Widerstand des Wachregiments ist mit allen Mitteln zu brechen."

Unter diesen Voraussetzungen empfing der Adjutant des Obersten Bollbrinker die beiden Offiziere, die ihm im besten Fall als Parlamentäre erscheinen mußten, wenn sie nicht gar gekommen waren, die Ersatzbrigade auf die Seite der Putschisten hinüberzuziehen.

Gehrke versucht es also mit seiner allseits bekannten, gemütlichen Art.

„Sagen Sie mal, wer führt denn Euren Haufen überhaupt?"

Die Antwort „Oberst Bollbrinker" löst bei ihm ein Lachen aus:

„Mensch, is ja prima! Alter Jahrgangskamerad von

mir auf der Kriegsschule, wenn ich mich recht erinnere. Ich möchte ihn sprechen."

Für den Adjutanten steht fest: „Der führt irgendeine Taufelei im Schilde." Aber er zwingt sich zur Gemessenheit und antwortet:

„Bitte sehr, Herr Oberstleutnant. Ich werde sofort meinem Kommandeur Meldung machen."

Damit verläßt er das Zimmer. Draußen gibt er die Weisung, Gehrke und den Adjutanten nicht aus der Stube zu lassen. Während sich die beiden noch wundern, daß man sie sozusagen bewacht, kommt Bollbrinker schon daher.

Die ursprüngliche Zurückhaltung des Chefs Jn6 verfliegt für einen Augenblick, als sich die beiden alten Kameraden gegenübertreten. Beider Blicke auf die Auszeichnungen des anderen — beide tragen das Ritterkreuz und das goldene Verwundetenabzeichen — schaffen für einen Augenblick die Atmosphäre echten soldatischen Verbundenseins. Dann platzt Bollbrinker los:

„Mensch, Gehrke, was wird denn hier von Ihrem alten Haufen gespielt?"

Als Gehrke nicht gleich eine Antwort findet, dringt Bollbrinker weiter in ihn:

„Was ist mit Remer los?"

Jetzt kann Gehrke berichten:

„Ich komme eben von Remer. Er sitzt im Vorzimmer von Goebbels, wo er seinen Gefechtsstand aufge-

schlagen hat. Den früheren in der Kommandantur im Vorzimmer von Hase hat er rasch abgebaut, als ihm die Sache undurchsichtig vorgekommen ist."

Bollbrinker zögert zwar immer noch, aber er beginnt allmählich zu begreifen, daß sich die Lage anders verhält, als sie ihm bis jetzt erschien. Er will wissen:

„Also Remer hat nicht die Bannmeile zerniert, Goebbels und die anderen Minister nicht verhaftet?"

„Halt, nicht alles auf einmal. Er hatte die Bannmeile zerniert, das stimmt. Als aber die Lage immer schummriger wurde, nahm er mit Goebbels Fühlung auf und erfuhr, daß der Führer lebt. Schließlich übertrug ihm der Führer, nach einer fernmündlichen, persönlichen Rücksprache, die vollziehende Gewalt in Berlin."

Als nun Bollbrinker einen Augenblick braucht, um diese Neuigkeit zu verdauen, fügt er hinzu:

„Auch über Sie und Ihren Haufen."

Das ist zuviel für Bollbrinker; so läßt er sich nicht überfahren.

„Und welche Rolle spielen Sie in diesem Spiel?"

Gehrke fühlt sich am Portepee gefaßt.

„Gar keine, oder besser gesagt, eine rein zufällige."

Auf Bollbrinkers „Wie soll ich das verstehen?" berichtet er:

„Sie wissen, ich sitze in Fallingbostel und bau mir da einen neuen Laden zusammen. Morgen will ich zu Jn6 und mir meine letzten Maschinchen besorgen,

damit ich die drei Wochen, die ich zur Ausbildung noch habe, im geschlossenen Verband üben kann. Ich fahr also heut Nachmittag los, und beim Einbiegen nach Berlin erlebe ich diesen Zauber. Ich erkundige mich erst einmal bei einem Ihrer Panzerkommandanten, der mir schon so komische Auskünfte gibt; Sie wissen schon, soldatisch knapp oder verkniffen ist doch ein Unterschied. Dann fahr ich ins Wachregiment — alles ausgeflogen. Ein Leutnant meldet schlicht und ergreifend: ‚Gefechtsstand des Kommandeurs im Vorzimmer von Goebbels.' Ich fahr hin: stimmt. Und da erzähl ich Remer von der Begegnung mit Ihren Rittern. Und er bittet mich, mit dem Führer dieses Haufens Verbindung aufzunehmen und ihn zu sich zu bitten."

Bollbrinker schwankt. Er weiß, sein alter Kamerad lügt ihn nicht an. Aber vielleicht wird er auch mißbraucht? Er geht auf Gehrke zu, faßt ihn bei der Hand und sagt:

„Gehrke, Sie wissen, ich vertraue Ihnen. Aber nehmen Sie es mir nicht übel, hier können Dinge im Spiel sein, die wir selbst nicht übersehen. Gut, ich komme zu Remer und Goebbels, aber unter der Bedingung, daß Sie mit Remer kommen und mich abholen."

Das leuchtet auch Gehrke und Bechtel ein. Sie fahren zurück zu Remer, der die Lage begreift und, im Verständnis für Bollbrinker, unbekümmert, im vollen Vertrauen auf den Bericht seines Freundes Gehrke, zum

Fehrbellinerplatz fährt. Dort unterstellt sich, wie er die Redlichkeit Remers durch sein Kommen bewiesen sieht, der Oberst dem Major, dem für diesen Tag die oberste Befehlsgewalt in Berlin übertragen war.

* * *

Nach einer halben Stunde kam Remer mit Bollbrinker und Gehrke in die Hermann-Göring-Straße zurück. Die letzte Möglichkeit, daß es durch Befehlsverwirrungen zu Blutvergießen hätte kommen können, war vorbeigegangen. Die militärische Seite des Putsches war erledigt.

* * *

Nun sitzt man zu sechst, und als kurz darauf noch Oberst Schulte-Holthaus mit seinem Adjutanten erscheint, zu acht um den kleinen Tisch im Vorzimmer, während nebenan im Dienstzimmer von Goebbels bereits eine Stunde lang die Vernehmung des Generalobersten Fromm durch Goebbels und Kaltenbrunner läuft.

Gegen 2 Uhr morgens kommt der Reichsführer-SS und Chef der deutschen Polizei, Himmler. Remer geht auf ihn zu, macht kurz Meldung und legt in seine Hände befehlsgemäß die ihm von Hitler bis zu diesem Augenblick übertragene vollziehende Gewalt für die gesamte Reichshauptstadt. Der Putsch in seinem tatsäch-

lichen Ablauf und mit seinem Gegenübertritt von Soldaten innerhalb Berlins war in diesem Augenblick zusammengebrochen. Es war geradezu symbolisch, daß in diesem Zeitpunkt der Chef der deutschen Polizei sein Amt antrat.

Man beschloß, einen kleinen Gang in die frische Luft zu tun. Der Garten der Ministerwohnung und der über der Straße beginnende Tiergarten glich einem Heerlager.

„Wenn nur jetzt kein Fliegeralarm kommt", sagte Remer besorgt und sah in den strahlenden Himmel, der vorbildliches Flugwetter zeigte. Aber in dieser Nacht kam gegen alle Gewohnheiten kein feindlicher Flieger.

In Moskau jedoch marschierten lange Kolonnen deutscher Gefangener, an ihrer Spitze zwölf Generäle und Angehörige des Komitées „Freies Deutschland" zu ihrer Demonstration auf den „Roten Platz".

Im Feindlager wußte man vielleicht Bescheid über Planung und Datum des Attentats. Nur bei uns waren die Ereignisse völlig unerwartet über den deutschen Soldaten hereingebrochen. Er beantwortete sie unbefangen aus seiner Treue zum Eid, ohne dabei zu ahnen, welche tragische Stunde unserer Geschichte damit ihre Entscheidung fand.

Aus unserer Unbefangenheit wurden wir zum erstenmal gerissen, als wenig später auf der ersten Liste der Opfer des Anschlages der Name Heinz Brandt er-

schien und wir, auf unsere Rückfrage beim Heeres-Personalamt, die Bestätigung erhielten: „Jawohl, der Oberst i. G. Brandt ist identisch mit dem früheren Oberleutnant Heinz Brandt, der zusammen mit Hauptmann Barnekow und Oberleutnant Hasse bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin die Goldmedaille im militärischen Reiterwettkampf gewonnen hat."

Noch nicht acht Jahre waren vergangen, seit der damalige Oberleutnant bei den Bamberger Reitern, Graf Schenk von Stauffenberg, seinem Kameraden zugejubelt hatte, der nun der von ihm gezündeten Bombe zum Opfer fallen mußte. In wenigen Jahren waren beide Offiziere zu Obersten im Generalstab aufgestiegen.

Bei dieser Bestätigung zeigte sich wieder einmal mehr, wie von einem Blitz beleuchtet, der weite und abgründige Rundhorizont jener Schicksals-Stunden am 20. Juli 1944.

Eid und Verantwortung

Vortrag, gehalten am 21. November 1950, am Tage der Besinnung für ehemalige Soldaten, auf der evangelischen Akademie in Bad Boll.

Meine Kameraden!

Hinter uns liegt eine Tragödie, und wir waren, jeder an seinem Platz, Handelnde und Gehandelte im Spiel des Schicksals. Noch sind wir alle zu nahe an diesen Zusammenbrüchen — und doch wiederum noch viel zu weit entfernt —, um in ihnen die echte Tragödie zu erkennen und deren eigentlichen Sinn zum Ziel einer seelischen Katharsis im aesthetischen wie ethischen

Bereich in uns wirksam werden zu lassen. So will es mir auch unmöglich erscheinen, bereits heute mit absoluten Wertmaßstäben das vereinzelte Geschehen messen oder richten zu dürfen. Philosophisch gesprochen: die deduktive Methode führt zu keinem Ziel, im Gegenteil, hier lauern auf dem Weg allenthalben die Schlaglöcher der Schlagworte. Wir müssen uns vielmehr mühsam auf dem induktiven Weg — und zwar jeder von seinem damals innegehabten Standort und Erlebnisbereich aus — zu einer höheren Sicht und Erkenntnis durchringen. Vorbedingung ist allerdings die vorbehaltlose Bereitschaft zur Wahrheit.

Ich darf Sie bitten, mir auf einen im Spiel dieser Tragödie kulminierenden Schauplatz zu folgen.

Am Nachmittag des 20. Juli 1944 ereigneten sich im Wachregiment „Großdeutschland" zu Berlin folgende Szenen:

Gegen 15 Uhr sitzen der Adjutant und ein Offizier des Stabes beim Kommandeur. Der Adjutant ist im Zivilberuf evangelischer Pfarrer und gehört der bekennenden Kirche an. Der andere Offizier ist von Hause aus Kulturhistoriker und aus der Kirche ausgetreten. Der Kommandeur, selbst humanistisch gebildet, verläßt im Verlauf der Diskussion das Zimmer. Das Gespräch geht um Entstehungsfragen des „Helianth", jenes zur Zeit und im Auftrag Ludwig des Frommen im IX. Jahrhundert entstandenen, althochdeutschen Epos, das

uns heute noch die Probleme bei der Christianisierung der Germanen klar erkennen läßt. Die Fragen nach der Treue zum Althergebrachten oder dem Willen zum Neuen klingen auf. Während sich die beiden Antipoden noch streiten, ob dieses Epos nach Meinung des Pfarrers ein Symbol für die innere Bereitschaft der Germanen zur neu an sie herangetragenen Religion ist oder, wie der Kulturhistoriker dem entgegenhält, als ein durch die Person des Auftraggebers geschickt veranstaltetes Lehrwerk anzusehen sei, klingelt der Fernsprecher. Der Adjutant, der in diesem Augenblick sofort wieder aus dem Pfarrer wird, nimmt den Alarmbefehl „Walküre" entgegen.

Die beiden Offiziere, eben noch im geistigen Streitgespräch verfangen, sind im nächsten Augenblick in einen vorgeschriebenen Plan eingespannt — die geistige Auseinandersetzung ist vergessen —, sie sind, wie sie es vorher und nachher immer waren, auch in diesem Augenblick Kameraden in einer beide gleichermaßen verbindenden Pflicht und Verantwortung.

Die Aufgabe lautete: Durchführung des Alarmplanes „Walküre". Dieser Plan sah für das Wachregiment folgende Maßnahmen vor: Das Regiment — es war übrigens in jenem Zeitpunkt nicht mehr als ein durch zwei Kompanien vermehrtes Bataillon — tritt feldmarschmäßig an, der Kommandeur holt sich persönlich beim Stadtkommandanten die Einsatzbefehle. Dieser

Alarm war vorgesehen und fünf Tage zuvor bereits durchgeübt worden unter der Annahme einer Landung von Fallschirm-Einheiten feindlicher Verbände im Weichbild von Berlin oder beim Ausbruch von Fremdarbeiterunruhen im Gebiet der Reichshauptstadt. Berlin hatte damals über eine Million Fremdarbeiter.

Der Kommandeur fuhr also befehlsgemäß zur Kommandantur, der Adjutant leitete inzwischen die Alarmierung der Truppe von der Wohnung des Kommandeurs aus. Nach knapp einer halben Stunde kehrt der Kommandeur zurück mit folgender Lage: Attentat auf den Führer. Ausgang ungewiß. Der Truppe soll allerdings bekanntgegeben werden, der Führer sei tot. Das Heer übernimmt die Regierungsgewalt. Das Wachregiment zerniert das Regierungsviertel längs der Bannmeile. Weder Minister noch General sind durchzulassen.

Der Kommandeur und sein Adjutant geraten noch aneinander über die vom Adjutanten aufgeworfene Frage, wie man der Truppe die unklare Formulierung vom Ausgang des Attentates bekanntgeben solle. Das Gespräch zieht sich den Weg entlang von der Wohnung des Kommandeurs bis zum Dienstzimmer, das sich über der Torwache, einem Gebäude etwa 150 Meter von den Offizierswohnungen entfernt, befindet.

Im Dienstzimmer wartet bereits das gesamte Offizierskorps. Hier wird die Lage erklärt unter der Annahme eines vermuteten, aber noch nicht bestätigten,

tödlichen Ausgangs des Attentats. Dem Kommandeur war ein Oberstleutnant der Kommandantur beigegeben worden, der bei dieser Orientierung in die aufs Äußerste gespannte Atmosphäre ein Wort fallen läßt, das jedem der Anwesenden unverständlich und ungeheuerlich erscheint. Er sagt: „Betrachten Sie mich hier, bitte, nicht als Spitzel." Dieser Offizier war in diesem Augenblick der einzige Soldat, der wußte, was sich unter der Auslösung des „Walküre-Alarms" verbarg.

Das Wort „Spitzel" in dieser Umgebung ruft beim eingangs erwähnten Gesprächspartner des Adjutanten ein Ereignis ins Gedächtnis zurück, das er bereits wieder vergessen hatte. Auf seinem Weg zum Wachregiment war er gegen 13.45 Uhr dem Generalfeldmarschall von Brauchitsch, in voller Uniform und mit Marschall-Stander am Wagen, begegnet. Jetzt, auf die Schluß-Formel des Kommandeurs nach der Lage-Ausgabe: „Hat noch jemand eine Frage?", glaubt er, diese Begegnung seinem Kommandeur melden zu müssen. Um nicht neue Aufregungen aufkommen zu lassen, sagt er „Herr Major, ich bitte, Sie unter vier Augen sprechen zu dürfen."

Sie gehen ins Adjutantenzimmer. Dort beginnt der Kommandeur, daß er bei der ganzen Sache ein ungutes Gefühl nicht loswerden könne, daß irgendetwas nicht stimme. Der Offizier seines Stabes macht ihm erst einmal Meldung von seiner Begegnung mit Brauchitsch,

von dessen Rehabilitierung bis zu jenem Augenblick doch nichts bekannt geworden sei. Dann aber, so fährt er fort, stoße er sich an der Formulierung: „Das Heer übernimmt die Regierungsgewalt." Das sei nicht üblich, — der auf eine Person geschworene Eid könne niemals auf einen anonymen Wehrmachtsteil übergehen. Hier stimme etwas nicht.

Die beiden Offiziere kommen überein, daß die Lage, besonders die Frage nach dem Ausgang des Attentats, unbedingt geklärt werden müsse. Denn diese Frage schloß jene andere nach dem Eidträger in sich. Der Weg über Goebbels in seiner Eigenschaft als Reichsverteidigungskommissar wird erwogen, denn er hatte ja einen direkten Draht zum Führerhauptquartier.

Der Offizier des Stabes übernimmt diese Lageerkundung. Beim Reichsverteidigungskommissar erfährt er sowohl die Bestätigung des Attentats, als auch die Tatsache, daß der Führer beim Anschlag auf sein Leben nur geringfügig verletzt worden sei. Er erhält den Auftrag, seinen Kommandeur zum Reichsverteidigungskommissar zu bitten. Diese Meldung wird dem Adjutanten von seinem Gesprächspartner über den „Helianth" persönlich überbracht. Major Remer befiehlt seinem Adjutanten seinerseits, wie dieser ihm das Ersuchen des Reichsverteidigungskommissars übermittelt, diese Aufforderung in Gegenwart des Stadtkommandanten zu wiederholen.

General von Hase entscheidet: „Sie fahren nicht zu Goebbels." Remer wiederholt seine Frage nach dem Ausgang des Attentats und erbittet eine klare Antwort. Der Stadtkommandant kann oder will keine präzise Antwort geben.

Die Frage drängt sich zusammen: „Wo steht der Eid?" „Lebt der Eidträger?" Remer geht vor der Kommandantur auf und ab. Sein Adjutant ist ihm instinktiv gefolgt. Remer wendet sich an seinen „Gehilfen", der dies in jenem Augenblick in des Wortes eigentlicher Bedeutung werden soll: „Siebert, was sollen wir tun? Der General verbietet mir, zu Goebbels zu fahren — dagegen erfahre ich, daß dieser mich erwartet. Der Minister behauptet, daß der Führer lebt. Wenn das der Fall ist, sind alle bisherigen Befehle Unsinn. Ich glaube, wir stehen hier zwischen zwei Feuern. Siebert, jetzt geht es um den Kopf. Was sollen wir tun?"

Von den Worten des Adjutanten hängt viel ab, als er antwortet: „Mein Vorschlag, Herr Major: Es war richtig, das Regierungsviertel zu zernieren, denn wir haben diesen Befehl auf dem Dienstweg erhalten. Aber jetzt müssen wir uns unter allen Umständen ein Bild von der tatsächlichen Lage verschaffen."

Diese tatsächliche Lage ergab, daß der Eidträger lebte. Alle Handlungen und Befehle erfolgten danach aus dieser Erkenntnis der Bindung an den Eid und den Eidhalter.

Ich habe nicht die Absicht, meine Kameraden, Sie mit einem Gefechtsbericht über den Ablauf der Walküre-Aktion unnötig aufzuhalten. Mir ging es in unserem Zusammenhang nur darum, die Lage so weit zu klären, als sie für unsere Fragestellung unbedingt nötig ist. Für die Richtigkeit der Darstellung der Ereignisse, soweit sie Remer und seinen Adjutanten angeht, habe ich deren ehrenwörtliche Erklärungen, — und für den Dritten, den Offizier im Stabe, für den Kulturhistoriker im Zivilberuf, kann diese Erklärung vor Ihnen hier abgegeben werden, denn dieser Dritte bin ich selbst.

Hundert und tausendmal sind meine Kameraden und ich gefragt worden: „Wie konnten Sie so etwas tun? Sie haben ja die primitivste Gehorsamspflicht verletzt, — Sie hatten sich doch nur an die Befehle Ihrer vorgesetzten Dienststelle zu halten“ ... und was man alles sonst gegen uns ins Treffen führte.

Ich sehe ab von den bewußten und unbewußten Entstellungen in der Presse oder in Denunziationen, Spruchkammer-Anklagen usw., die uns zu „millionenfachen Mördern“ stempelten; auch Menschen, die glaubten, besonders gefühlsselig an dieses harte Problem herangehen zu müssen, fragten sich und mich, wie man mit einer solchen Belastung auf dem Gewissen noch weiterleben könne. Die Neunmalklugen oder Generalkläger aber meinten: „Sie mußten sich doch der Tragweite Ihrer Handlungen bewußt sein“.

Jawohl, wir waren es; aber nicht im oberflächlichen Sinn und im Hinblick auf die eine oder andere reale Lösung einer verwickelten Lage, die wir in diesem Augenblick überhaupt nicht übersehen konnten, sondern im Hinblick auf die Bewahrung der tragenden Ordnungen des sittlichen Gefüges einer im Kampf auf Leben und Tod stehenden Gemeinschaft eines Volkes.

Es gab für uns nur eine Frage: wo steht in diesem Augenblick der Eid? Als es sich herausstellte, daß der Eidträger lebte, gab es kein Wanken oder Zweifeln.

Alle anderen Betrachtungen und Einwände wie: „Sie mußten sich doch darüber im Klaren sein, daß Sie mit Ihren Entscheidungen den Krieg unnötig verlängerten, daß Sie einen Verbrecher weiter am Werk ließen“ usw., möchte ich mit dem Begriff der „post-katastrophalen Sicht“ abtun. Ich kann mich dabei auf das Wort des Dichters Kolbenheyer berufen, mit dem er seinem Spruchkammer-Vorsitzenden erwiderte, als dieser ihm vorhielt, ein Mann von seinen Einsichten müsse doch gewußt oder zumindest geahnt haben, wohin dies alles führe. Der Autor des „Paracelsus“ und der „Bauhütte“ antwortete gelassen: „Ich gehöre nicht zu jenen divinatorischen Geistern, die hinterher immer alles schon vorausgewußt haben.“

Dies alles, wie auch Geschichtskonstruktionen im Sinne von: „was wäre geworden, wenn Sie nicht so

gehandelt hätten", also diese müßigen Konditionalismen, sind einer klaren Schau ins Geschehen und einer sauberen Darstellung des Ablaufs der Ereignisse unwürdig. Sie haben weder mit einer echten Geschichtsdarstellung etwas zu tun, noch helfen sie uns zum höchsten Ziel aller wissenschaftlichen Bemühungen, nämlich, einen Beitrag zur Erkenntnis der Sinngebung unseres Daseins zu liefern.

Auf meiner ersten Spruchkammer-Verhandlung glaubte, der Vorsitzende, mich in die Enge treiben zu können mit seiner Frage: „Sind Sie überzeugt, daß Sie richtig gehandelt haben?" Ich hätte ihm ohne weiteres auf seine Ebene, um nicht zu sagen „Platt"-Form, folgen und ihm sogar mit Kants kategorischem Imperativ oder den „Pflichten des Soldaten" Widerpart bieten können. Ich habe ihm geantwortet: „Ob ich richtig gehandelt habe? Ich weiß es nicht. Aber, vor die gleiche Situation mit den gleichen Vorbedingungen gestellt, werde ich immer wieder so handeln. Denn ich stand im Eid."

Diesen Eid des Soldaten, den Fahneneid, habe ich geschworen. Ich wurde nicht zum Schwur gezwungen, aber ich fühlte mich gezwungen, den einmal geleisteten Schwur dann zu halten.

Der Fahneneid wächst zu seiner letzten Größe und Erhabenheit erst im Augenblick des Krieges. Dort habe ich mein bisher als Wille zur Bereitschaft gegebenes Wort nicht nur in die Tat umzusetzen, sondern es tritt

für denjenigen, der eine der höchsten sittlichen Entfaltungen und Ereignisse des Krieges, die Kameradschaft, erlebt hat, etwas hinzu: ihm wächst der Eid jedes an seiner Seite gefallenen Kameraden als Eidstärkung und Eidverpflichtung zu. Man soll über diese heiligen Dinge nicht viel reden. Hier, in diesem Kreise, weiß ich, wie diese Worte aufgefaßt werden. Mit anderen darüber zu sprechen, damit sie womöglich diese Gedanken in einer Diskussion sezieren, verbietet mir die Scheu.

Mein Eid wächst in der Treue zu meinen Kameraden. So ist der Fahneneid im Augenblick, da seine Erfüllung durch die Treue eines Kameraden im Tod besiegelt wurde, die stärkste Bindung, in der sich ein Soldat im Feld überhaupt zu empfinden vermag.

Die letzte Frage des Vorsitzenden in der Beweisaufnahme meines Prozesses an mich lautete: „Wie stehen Sie zum Eid?“ Schon die Frage war ja bezeichnend für die Gedanken- und Gefühlswelten, mit denen man ein Problem wie das des 20. Juli von dieser Seite eines rückwirkenden Rechtes heranging. Nach meiner Antwort: „Der Eid ist unabdingbar“, war keine weitere Beweiserhebung mehr nötig.

Eid — Treue — Gehorsam treten hier in einen Wirkungszusammenhang. Der Eid beruht auf der Treue und erfüllt sich im Gehorsam.

Der General von Seydlitz glaubte, seinen Übertritt

zum Kommitée „Freies Deutschland“ damit begründen zu dürfen, daß sein oberster Befehlshaber ihn beleidigt habe. Was hat der Soldat im Eid für ein Recht, mit einer ihm angeblich angetanen Unbill oder Beleidigung seinen Landesverrat zu entschuldigen?

Bevor wir aber zu diesem eigentlichen Problem stoßen, wollen wir erst einmal in die deutsche Vergangenheit zurückgehen. Wir sind noch nicht, wie in Bruckners Achter Sinfonie, beim befreienden Beckenschlag und reinen C-Dur der Coda angelangt; wir müssen, wie dort, noch einmal von vorn beginnen.

Unser größtes mittelalterliches Epos, Wolfram von Eschenbachs „Parzival“, gipfelt in einer ungeheuren Szene. Der staufische Ritter erlebt seine Welt in den Ordnungen des Lehens-Eides. Auch das Verhältnis Mensch-Gott ist im Grunde genommen das ins Geistige gesteigerte, mittlerlose Verhältnis von Lehensmann zum Lehensherrn. Beide sind einander zur mittlerfreien, bedingungslosen Treue verpflichtet. In dieser Geborgenheit seines Lehensverhältnisses Mensch-Gott zieht Parzival in die Welt der ihn erwartenden Abenteuer. Er kommt bis zur Gralsburg, erlebt dort die Leiden des Amfortas und die Not der Gralsritter. Alle warten, daß der junge Parzival endlich die das Unheil bannende Frage aussprechen wird. Aber er bleibt stumm — und wird aus Monsalvatsch gejagt. Nun, wie er, nach seinem Empfinden ungerecht in die Einsamkeit gestoßen,

dahinreitet, beginnt er, mit seinem Lehensherrn — Gott zu hadern. Jetzt erst überfällt ihn die grenzenlose Einsamkeit; bis dahin hatte er sich in der Gemeinschaft mit seinem Lehensgott gefühlt. Dieser hat versagt, er sieht sich von ihm verlassen. Da hebt er an: „Wê waz is got — wer der gewaltec — solhen spot — het er uns peden nicht angetan. ich was ihm dienens untertan — sît ich diu genade han erfahrn. nu muez die triuwe ich ihm ufsagen — kan er hazzen, nu ich will ez tragen."

Das ist staufische Gottesvorstellung des durch den Lehenseid mit Gott mittlerlos verbundenen Menschen. Sein Lehensherr hätte ihm beistehen müssen in jener Stunde; er, Parzival konnte nicht ahnen, daß von seiner Frage das Schicksal des Grals abhing. Aber sein Lehensherr, Gott, durfte ihn in dieser Not nicht allein lassen. Gott hatte ihm den Treu-Eid nicht gehalten, nun sagt der Lehensmann seinerseits seinem Herrn die Treue auf.

Das ist die ursprüngliche und erste Reaktion aus mittelalterlich-staufischer Auffassung vom mittlerlosen Lehensverhältnis Gott zu Mensch. Dann führt ihn das Leben zur Erkenntnis, daß diese Aufwallung aus der gedachten Treulosigkeit noch nicht genügt, — und in einer langen Zeit der Bewährung durch ein Leben in Kampf und Treue findet er wieder zurück zum Gral. Jetzt, auf einer neuen Wandlungsstufe und aus höherer Reife, kann er des Grals teilhaftig werden.

Warum ich dieses Beispiel anzog? Beileibe nicht, um

es vor Seydlitz zu stellen, der seinen Übertritt ins feindliche Lager aus einer Beleidigung durch seinen Eid-Herrn glaubte rechtfertigen zu können. Mir ging es vielmehr darum, zu zeigen, daß wir eine persönliche Unbill niemals so sehr ins Gewicht werfen dürfen; in den Bezügen des Eides, der Treue und des Gehorsams hat das Ich zu schweigen.

Ich darf ein weiteres Beispiel geben. In den letzten Tagen des Krieges war der Ritterkreuzträger und Generalmajor Hans Brendel, ein Gebirgsjäger, Kommandant von Traunstein. Wie Sie wohl wissen, war Traunstein mit Bad Empfing zusammen Lazarettstadt; gleichzeitig war dort das Heerespersonalamt mit sämtlichen Offiziersakten untergebracht. Als der Feind heranrückte, gab General Brendel den Befehl zur Vernichtung der Akten und meldete den Vollzug seiner höheren operativen Leitung mit der Bitte um Entscheidung, ob das nunmehr reine Lazarettstadt gewordene Traunstein gehalten werden solle oder nicht. Er erhält den Befehl, den Ort bis zum letzten Mann zu verteidigen. Der befehlsgebenden Stelle sagt er die Ausführung dieses widersinnigen Befehls zu. Dann legt er den Hörer des Fernsprechers auf. Einen Augenblick später gibt er seinem Ia durch: „Befehl: Traunstein wird als Lazarettstadt kampflos übergeben!“ Er legt den Hörer zum zweitenmal auf, nimmt seine Pistole und erschießt sich. Bei ihm, in seinem Willensentschluß, lag die Entschei-

dung zwischen Gehorsam und Ungehorsam. Auf dieser Nahtstelle stand der Tod. Deutsches Soldatentum in höchster sittlicher Bewährung.

Lassen Sie mich noch einmal einen Bogen zurückschlagen zum Hochmittelalter. Ist der „Parzival" der reife und reine Entwicklungsroman des staufischen Ritters, so ist das Nibelungenlied das Epos der Treue und der aus ihr erwachsenden, sittlichen Werte. Seit den Tagen der Völkerwanderung tragen die germanischen Stämme diese Sage oder Teile aus ihr mit sich; das Lied schwillt immer reicher an, bis im kongenialen Augenblick einer germanischen Renaissance um 1200 dieses Epos von einem unbekannten Genie zusammengefaßt und aufgezeichnet wird.

Gleich zu Beginn steht die Szene des Treueschwurs zwischen Gunther — Hagen — Siegfried. Wie in der Edda — dort im Havamal — sich die Sorge anmeldet, daß ein Geheimnis, und wäre es noch so bündig beeidet, nicht über drei Menschen hinausgehen darf, so geschieht es auch hier. Das Geheimnis wird beschworen, es muß unter den drei Schwurträgern bleiben. Der Vierte, der in diesen Kreis tritt, bringt den Tod herein. Siegfried erzählt das Geheimnis Kriemhild, — und sie muß nun, in einer ungeheuren Symbolhaftigkeit ihrer Handlung, das Kreuz am Gewand anbringen und damit die Stelle bezeichnen, wo der Tod bei Siegfried seinen Eingang finden kann.

Immer steht so der Tod über dem Eid, — und der Eidbruch ist stets nur mit dem Tod zu sühnen. Der mittelalterliche Gedanke des „Bauopfers“ klingt an. Zugegeben, die Verschwörer des 20. Juli wollten eine neue Welt bauen, — dann mußte sich der Erste, der sich mit seinem Eidbruch aus der alten Welt löste, als Bau-Opfer in diese neue Welt einbauen.

Wie konnte Adolf Hitler das Attentat überstehen? Weil sich kein Selbst-Opfer fand. Das Attentat war bis ins Kleinste vorbereitet und berechnet; nach menschlicher Voraussicht konnte kein im Raum Anwesender den Anschlag überleben. Ich muß, selbst auf die Gefahr hin, längst Bekanntes zu wiederholen, die Szenen in „Wolfsschanze“ nochmals kurz skizzieren.

Als Oberst Graf Stauffenberg den Raum betrat, darin die Lagebesprechung stattfand, hatte er die erste Sicherung der Bombe bereits gelöst. Die Besprechung war schon im Gange. Er stellte die Tasche vor sich auf den Kartentisch, der eine etwa 6 m lange und gut anderthalb Meter breite, 8 cm dicke Eichenplatte hatte. Sie ruhte auf starken Eichensockeln. Zu Beginn der Besprechung stand man um den Tisch herum; im Verlauf des Vortrages von General Heusinger setzte sich Adolf Hitler, — und nach seinem Beispiel zog der eine oder andere Teilnehmer, unter ihnen der schwerverwundete Stauffenberg, einen der unter der Tischplatte befindlichen Hocker hervor und setzte sich ebenfalls.

Kurz darauf erscheint Stauffenbergs Adjutant, Oberleutnant Haeften, in der Tür und gibt das verabredete Zeichen, das den Oberst vor allen Anwesenden zum Fernsprecher rufen sollte, eine völlig unverdächtige Geste. Stauffenberg stützt sich auf die vor ihm stehende Tasche und drückt auf diese Weise den Druckzünder ein. In drei Minuten würde sich also die Säure durch den Verzögerungssatz durchfressen und die Detonation auslösen. Kaum drei Meter trennen Bombe und Opfer, ein Entkommen ist unmöglich. In dieser Gewißheit verläßt der Attentäter den Raum.

Er ist aber kaum hinausgegangen, da fällt der Name einer Stadt auf dem östlichen Kriegsschauplatz, die also, vom Platz des Führers aus gesehen, auf der rechten Seite des vor ihm ausgebreiteten Kartenbildes liegt, genau dort, wo Stauffenbergs Tasche jetzt steht. Man beugt sich zur Tischplatte, denn Adolf Hitler war ja bekanntlich kurzsichtig. General Schmundt, den nun die Tasche hindert, nimmt sie und stellt sie unter den Tisch. General Korten schiebt sie mit dem Fuß noch weiter an den die Platte tragenden Eichensockel heran [7]).

Im nächsten Augenblick zerreißt die Detonation den Raum. Selbst dem auf dem Fensterbrett sitzenden Konter-Admiral von Puttkamer werden die Hosenbeine wie weggesengt. Zwischen Bombe und dem ausersehenen Opfer aber wehrte der Eichensockel die direkte Wirkung ab.

Das war die Entscheidung. Der Attentäter opferte sich nicht selbst, — und der eine Augenblick, als er die Bombe allein ließ, genügte, um den Eidträger am Leben zu erhalten. Als ob das Schicksal eine solche Inkonsequenz nicht annehmen wollte. Es fehlte das Selbstopfer!

Die nächsten Szenen ereignen sich in einem Wirbel von Verwirrungen. General der Nachrichtentruppen Fellgiebel hatte innerhalb der Verschwörung den Auftrag übernommen, sofort nach dem Anschlag die Nachrichtenmittel unbrauchbar zu machen. Dies unterbleibt, er selbst geht stattdessen zusammen mit den eidgetreuen Offizieren, umgeschnallt, zur Gratulationscour. Auch dort hätte er, einmal im Komplott, die unausweichliche Aufgabe gehabt, jetzt noch den Eidträger niederzuschießen, das Attentat also nachzuholen. Oder, sollte ihn nun die Tatsache, daß Adolf Hitler das Attentat gegen Berechnung und Vernunft überlebte, wieder in den Eid zurückgezwungen haben?

In der Bendlerstraße in Berlin dagegen wiederholt sich dreimal kurz hintereinander eine im Grunde genommen gleichförmige, in ihrer Auswirkung aber verschiedenartige Szene.

Zuerst wird der BdE, Befehlshaber des Ersatzheeres, General-Oberst Fromm, von den Vorgängen ins Bild gesetzt. General Olbricht fängt den aus dem Hotel „Adlon“ vom Essen verspätet zurückkehrenden Chef

vor seinem Dienstzimmer ab mit den Worten: „Herr General-Oberst, ich muß Ihnen melden, daß der Führer tot ist."

Fromm: „Das ist doch unmöglich."

Olbricht: „Ich werde es Ihnen beweisen."

Fromm: „Wie wollen Sie das tun?"

Olbricht winkt Stauffenberg heran: „Hier ist der Beweis!"

Fromm, der nicht begreift: „Wie soll ich das verstehen?"

Stauffenberg: „Ich habe den Führer umgebracht."

Fromm schreit entsetzt auf und erklärt die Aufständischen zu Verrätern. Er wird überwältigt, in ein Schreibzimmer geführt und dort unter Abnahme seines Ehrenwortes, daß er den Haftraum nicht verlassen werde, festgehalten. Der BdE, völlig gebrochen, gibt sein Wort und ist zu keiner Handlung mehr fähig.

Kurz darauf erscheint der herbeigerufene Kommandierende des III. stellvertretenden Armeekorps, General der Infanterie von Kortzfleisch, im Sitz der Verschwörung, d. h. in Olbrichts Arbeitszimmer. Auch ihm wird die Lage eröffnet unter der Annahme, daß der Führer tot sei. Auch er erklärt das Vorgehen als Verrat, auch er wird in ein Schreibzimmer gesperrt. Aber, er gibt sich nicht gefangen; er wirft erst eine Schreibmaschine, dann einen Telephon-Apparat durch das geschlossene Fenster. Die Hofwache wird aufmerksam, und der Ge-

neral beordert sie vor sein Zimmer, dessen Nummer er sich geistesgegenwärtig gemerkt hatte. Der Wachführer kann ihn auf diese Weise leicht und ohne Aufsehen befreien.

Die Verschwörer haben inzwischen auch ihrerseits die Tatsache des mißlungenen Attentats erfahren. Doch im Fall Kortzfleisch war ja alles noch einmal gutgegangen. Da erscheint der ebenfalls herbeigerufene Generalinspekteur für den Führernachwuchs, Generalleutnant Specht. Als man ihm erklärt, der Führer sei tot, fällt er Olbricht sofort ins Wort. Er habe soeben im Rundfunk die Nachricht vom Attentat gehört, gleichzeitig sei aber die Meldung durchgegeben worden, der Führer habe nur geringfügige Verletzungen erlitten. Diese Antwort schlägt wie eine Bombe ein, die Verschwörer sind gelähmt. Selbst das Wort „Verräter", mit dem Specht das Zimmer verläßt, vermag sie nicht aus ihrer Lethargie zu wecken. Man läßt den General ungehindert gehen.

Der Eid hat gesiegt. Generalfeldmarschall von Witzleben bricht unter der Last der Entscheidungen zusammen und verläßt ebenfalls den Sitz der Verschwörung.

Bis zu diesem Augenblick war in Berlin noch kein Schuß gefallen. Der Putsch fand seine Lösung einzig und allein darin, daß der Soldat den Eid und den Eidträger in seiner lebendigen Funktion zu erkennen vermochte.

In diesem höheren Sinne hatte das Schicksal gegen die Attentäter entschieden. Fünfeinhalb Jahre nun hat die öffentliche Meinungsbildung Zeit gehabt, einseitig nur für eine Partei Propaganda zu machen, und doch ist nicht einmal Stauffenberg zu einem von allen rückhaltlos anerkannten Helden geworden. Ich stelle dies fest, rein als Tatsache, ohne irgendwelche Wertungen damit zu verbinden.

Doch es droht trotzdem die Gefahr, daß wir uns in Augenblickswertungen verlieren, und daß wir dadurch aus der Sicht der Tragik in die Tendenz und Propaganda absinken in dem Augenblick, da wir in die Gegenwart gelangen. Auch ich bin hier Partei im Problem des 20. Juli, bei aller Bemühung, zu höheren Wertungen zu gelangen. Das ist wohl unausbleiblich.

So wollen wir unseren Blick auf eine Gestalt richten, die heute bereits über den Parteien steht, an der jedoch die tragische Verstrickung jetzt schon deutlich wird. Ich spreche von Rommel. Sein Schicksal kulminiert ebenfalls im 20. Juli, — und so fällt er auch aus diesem Grund unter das uns gestellte Thema.

Rommel leuchtet als deutscher Soldat bereits heute in die Welt. Die außerdeutsche Welt sieht ihn vornehmlich durch die Brille seines ehemaligen Gegners, des englischen Generals Young, der sich in vorbildlicher und vornehmer Weise in seinem Buch um die Darstellung des Menschen und Feldherrn Rommel bemüht hat.

Da in Rommel die Tragödie des deutschen Soldaten am sichtbarsten wird, da wir selbst aber immer noch Gefahr laufen, innerhalb des Vollzugs dieser Tragödie aus unserer Aufgabe als Handelnde, als Geschöpfe auszubrechen und uns, während des Dramas, bereits das Amt des Richters oder Regisseurs und Kritikers anmaßen, womit wir aber nur den Ablauf des Spiels stören und verzerren, wollen wir die Problematik, die sich mit Rommels Schicksal vollzog, durch die Darstellung des Engländers zu erfassen versuchen.

Young leitet sein Buch ein mit dem Tagesbefehl von Feldmarschall Auchinleck, worin dieser nachdrücklich davor warnt, im Augenblick der Kämpfe immer nur von Rommel zu reden und ihn dadurch geradezu zu einer Art Magier oder Kinderschreck zu erheben. Das war im Kampf der Tagespropaganda während des Krieges völlig richtig. Der gleiche Marschall besitzt aber auch die menschliche Größe, heute nach den Kämpfen und vor dem toten Gegner, den Degen zu senken. Und aus dieser seelischen Grundhaltung machte sich General Young an sein Werk.

Als in ihm der Entschluß gereift war, Rommels Gestalt zu zeichnen, trat er aus dem Bereich der magischen Bestrickung heraus in die Freiheit der geistigen Gestaltung. Hier gibt es dann keine Ressentiments des Schriftstellers dem Soldatenberuf gegenüber, denn Young weiß, was es heißt, Soldat als Beruf zu wählen. Rom-

mels Gestalt wächst organisch vor uns auf. Young führt uns zum Monte Matajur, wo sich der junge Truppenführer im Ersten Weltkrieg den Pour-le-mérite holte. Mit viel Einfühlung läßt der Verfasser die Zeit nach 1918 und Rommels Durchgang durch sie klar werden. Rommel blieb ja auch damals Soldat, er hat sich nie einen „Ausweichberuf" suchen müssen. Er wurde vom Hunderttausend-Mann-Heer übernommen.

Dabei geschehen Verzeichnungen, die man einem Engländer nicht übelnehmen kann. Zur Charakteristik des deutschen Offiziers aus dem Ersten Weltkrieg zieht Young mißdeutend jene Episode aus Jüngers „Stahlgewittern" heran, wo ein Leutnant nach dem Essen ohne Befehl von oben, geradezu aus Kasino-Laune heraus, einen Stoßtrupp in den Feind vorschlägt, gewissermaßen aus Sport. Aber diese von Young schief interpretierte und in der Übersetzung dann noch falsch wiedergegebene Stelle ist weder für den deutschen Frontoffizier bezeichnend, noch für Rommel. Für ihn wohl am allerwenigsten. Etwas weiter ausgegriffen aber hätte Young eine haarscharfe Trennung bei mancher ursprünglichen Gemeinsamkeit der höchsten persönlichen Tapferkeit zwischen Rommel und Jünger herbeiführen können. In Jüngers Darstellungen des Kriegserlebnisses fehlt ein entscheidender und tragender Begriff: die Kameradschaft. Jünger ist Einzelgänger — Rommel jedoch ist ein Einsamer. Aber, und hier liegt wohl das beide

trennende Wegekreuz: Rommel blieb immer, auch als Einsamer, der unmittelbar Führende. Es war die Einsamkeit des soldatischen Genies, während Jünger von sich aus zum Schreibtisch drängte, und er wohl, wäre er kontinuierlich Soldat geblieben, nicht die Laufbahn des Troupiers eingeschlagen hätte, sondern wohl zwangsläufig im Generalstab gelandet wäre.

Alle Phasen der Entwicklung Rommels werden kongenial nachgezeichnet, der atemberaubende Vormarsch im Frankreichfeldzug ebenso wie das afrikanische Unternehmen. Und hier begegnet uns abermals wie von fern Ernst Jünger. Dieser war auch einmal auf dem Weg nach Afrika gewesen und kurz vor der Fremdenlegion wieder zurückgeholt worden. Aus diesem Erlebnis schrieb er dann die Traumvision der „Afrikanischen Spiele". Als aber nun Rommel seinerseits sein „Abenteuerliches Herz" — und zwar nicht als Traumvision wie Jünger, sondern als Tat — in den Kämpfen von El Alamein bis Tunis in die Schlachten warf, saß Jünger als Verwaltungsoffizier tatsächlich am Schreibtisch in Paris, meditierte über seinen „Strahlungen", während Rommel sein Feldherrntum auf seine Soldaten in den Wüstenschlachten in Wirklichkeit und Wirksamkeit ausstrahlte.

Das afrikanische Abenteuer bricht zusammen, ohne daß Rommels Ruhm geschmälert werden könnte. Jedoch, die Klimax in der Tragödie ist bereits erklom-

men. Und — bis hierher konnte Young das Schicksal Rommels nachzeichnen. Dann aber versagen ihm Einsichten und Erlebnisse, die man selbst gehabt und erlebt haben muß. Jetzt, da die eigentliche Tragödie beginnt, vermag der englische General die Waagschalen nicht gleichmäßig zu füllen. Wer aber dürfte ihm daraus einen Vorwurf machen, wo wir in Deutschland beinahe ausnahmslos allen Darstellungen des jüngsten Geschehens das Prädikat der billigsten Tendenz geben müssen?

Young vermag den rein soldatischen Bereich der Geschehnisse auszuloten und sogar deren Hintergründe abzuleuchten, solange sie das militärische Geschehen nicht verlassen. Im Augenblick, da auch diese Bereiche in den allgemeinen Schicksalsvollzug des deutschen Geschehens eintreten — und das heißt ab 1933 Nationalsozialismus — für oder wider —, in diesem Augenblick versagt auch Young. Da beginnt die Schwarz-Weiß-Malerei, da bricht auch bei ihm die Tendenz herein. Das deutsche Offizierkorps wird gruppiert: grob gesagt, die Nazis und die Anti-Nazis. Es beginnt in der obersten Führung. Die erste Gruppe ist Hitler-Keitel-Jodl. Sie werden immer zusammen als Vertreter des schlechthin Bösen genannt. Daß Rommel zeitweise Kommandant des Führerhauptquartiers war und in engem, persönlichem Kontakt mit Hitler stand, läßt sich nicht verheimlichen, ebenso wenig seine bis zum Schluß andauernde enge Verbundenheit mit Goebbels. Entscheidend ist aber doch

das bis zu beider Tod herzliche und menschliche Vertrauensverhältnis zwischen Rommel und Schmundt. Schmundt aber war wohl der reinste nationalsozialistische Idealist im Führerhauptquartier. Hier tritt die Tragödie in zwei Gestalten ganz klar ins Licht: Rommel stirbt an dem Gift, das ihm Schmundts Nachfolger als Chef des Heerespersonal-Amtes, Burgdorf, überbringt, — und zwar im gleichen Monat Oktober, man ist sogar versucht zu sagen, zur selben Stunde, als Schmundt den Verletzungen infolge von Stauffenbergs Attentat in einem ostpreußischen Lazarett erliegt. Merkwürdige Verzahnung der Fronten!

Es ist menschlich verständlich, daß sich Rommels Familie und Umgebung mit heißem Herzen auf die Seite der Gegner Hitlers stellen. Wer aber blickt in die Seele eines Soldaten vom Schlage und Range Rommels? Er nahm das Gift, das ihm Hitler in dem Augenblick schicken mußte, als der Verdacht sich verdichtete, daß er von der Verschwörung Kenntnis gehabt hat. Welcher Staatsmann erlaubt oder verzeiht einen Staatsstreich gegen sein Leben, — welcher Kriegsherr darf eine Verschwörung im Augenblick der höchsten Bedrohung seines Volkes, auf dem Gipfelpunkt eines Krieges, ungesühnt lassen?

Auch aus diesem postkatastrophalen Streit der Meinungen erhebt sich erhaben die Gestalt des Feldmarschalls. Erschütternd bleibt im tragischen Ausein-

andertritt Hitlers und Rommels die schweigende Geste, mit der er das Gift nimmt. In diesem Augenblick treten jene großen Schicksalsdemütigen an seine Seite, Männer wie Sokrates, als er den Schierlingsbecher nahm und den Rat seiner Freunde, zu fliehen, ausschlug. Mit ihrem „höheren Gehorsam“ hoben sie den lauten Streit der Parteien um gegenwärtiges Recht oder Unrecht, wie es in unteren Stufen noch abgewogen und abgehandelt werden mag, wie es in der Tendenz des Tages unter momentanen Lichtern und Schatten verschieden aufscheint, aus diesem Augenblicksgezänk in den Schauder vor einem tragischen, die Zeit überdauernden und in die Ewigkeit weisenden Schicksalsvollzug.

Meine Kameraden! Dieser Krieg hat über jeden in ihn Verstrickten Furchtbares ausgegossen. Daß er uns aber, wie kaum eine Generation vor uns, in diese greifbar nahen Schicksalsbezüge hineinriß, so daß wir, ein jeder an seinem Platz im Kleinen oder Großen, als Allgemeinheit aber im Ganzen handelnd und behandelt, eine unerhörte Tragödie mit wachen Sinnen, gleichzeitig auch mit blutenden Herzen durchlebten, mag uns alle über das Ungeheure erheben und, wie in jeder echten Tragödie, mit dem Schicksal aussöhnen. Denn, wenn wir in wachem Erkennen die Katharsis in uns bereiten, dann soll keine Zumutung umsonst gewesen sein, die uns zum Handeln in diesem oder jenem Sinne aufrief!

Wir müssen uns aus den Verstrickungen in der Ver-

gangenheit befreien, indem wir versuchen, eine neue Ebene zu ersteigen. Erst in dieser Sicht und mit diesen neuen Einsichten dürfen dann die Fragen gestellt werden, die in den bisherigen Arten der Rückschau stets zu einer Verhärtung der Fronten führten. Erst der Blick nach vorn und die Verantwortung vor dem Morgen, frei von Ressentiments und Rechthaberei im verschütteten und unter Trümmern begrabenen Gestern, läßt eine Begegnung aller Träger des einstmals auferlegten Schicksals in neuer schöpferischer Freiheit zu. Erst hier erscheint dann der Soldat, der seinen Eid hielt, als gleichberechtigter Gesprächspartner für den einstigen Gegner, der aus der Last der Verantwortung und höherer Einsicht glaubte, seinen Eid brechen zu müssen. Wer wohl vermag heute schon das Gewissen jener Soldaten zu erforschen, die, in höchster Verantwortung stehend, eben aus tieferen Einsichten zu ihrem Eidbruch sich befohlen sahen, weil sie glaubten, mit diesem Bruch des Gelübdes den drohenden Zusammenbruch des Volkes aufhalten zu können?

Es mag ein jeder seine Taten aus dieser höheren Rückschau auf die Ereignisse dahingehend prüfen, ob er zu seiner Handlung mit reiner Hand und reinem Gewissen trat. Dann können sich diese Hände auch gegenseitig, und das bedeutet in unserem Anliegen im eigentlichen Sinn „von der Gegenseite her!", heute wieder

ergreifen, wenn sich beide Partner zur höheren Einsicht durchgerungen haben.

Ich bin damit an der Stelle angelangt, wo ich meine persönliche Sicht auf die Ereignisse hier, vor Ihnen, darlegen muß. Ich kann es nicht besser tun, als daß ich mein Schluß-Wort wiederhole, das ich im März 1949 vor der Münchner Hauptspruchkammer sprach, und dem ich auch heute nichts hinzuzufügen habe. Ich schloß damals meinen Prozeß mit den Worten, mit denen ich auch heute meine Worte an Sie beenden möchte:

Schluß-Wort zu den Spruchkammerverhandlungen am 10., 11. und 14. März 1949 in München

„Ich bin diesem Prozeß niemals ausgewichen. Alles, was in dieser Hinsicht in der Voruntersuchung vermutet wurde, beruht auf Lüge und böswilliger Verleumdung. Im Verfahren selbst habe ich dann darauf verzichtet, mit den üblichen Methoden des Verkleinerns das geschichtliche Ereignis zu entstellen. Ich betrachte dieses Verfahren vielmehr als die erste Gelegenheit, über den Streit der Tagesmeinungen hinausgehend, eine Schicksalsstunde der deutschen Geschichte auf einer höheren Ebene zu würdigen und — soweit wir Menschen dies überhaupt vermögen — zu wägen. Ich bin mir dabei bewußt, daß ich nicht als Richter über der Waagezunge stehe, sondern in einer der beiden Waagschalen laste.

Aber gerade der Umstand, daß ich an der Seite

meines Kommandeurs näher an das Schicksal herangerückt worden war, wofür man mich auch ins Gefängnis warf und nun zur Rechenschaft zieht, gibt mir das Recht, in einem Schluß-Wort meine Meinung zu den Dingen vor diesem Forum und damit vor der Öffentlichkeit zu sagen. Ich habe es während der Verhandlung selbst abgelehnt, eine Frage zu beantworten, die aus postkatastrophalem Aspekt heraus den Ablauf der Geschehnisse und die Motivierung unserer Handlungen hätte verzerrt und verfälscht erscheinen lassen müssen. Wir konnten damals nur das eine tun: handeln aus der Unbefangenheit der Situation, wie sie sich uns enthüllte, — und aus der Treue zum Eid.

Der Putsch war bereits mißlungen, bevor wir überhaupt in Aktion traten. Er mußte sogar mißlingen, und zwar aus verschiedenen Gründen. Einmal hatten die Gegner alle bis zu einem individuell verschiedenen Augenblick, und zwar jeder an seinem Platz, mehr, wie es im Gesetz heißt, „zur Stärkung der NS-Gewaltherrschaft beigetragen" als mein Kommandeur und ich zu jener Stunde. Lassen Sie mich nur die beiden führenden Köpfe auf dem zivilen und dem militärischen Sektor herausgreifen.

Dr. Gördeler war bis 1934 Oberbürgermeister von Leipzig. Dann schied er nach seinem Streit mit dem Kreisleiter, wobei das Mendelssohn-Denkmal nur die Rolle des auslösenden Momentes spielte, aus diesem

Amt. Er schied aber keineswegs aus dem Dienst des NS-Reiches. Er wurde vielmehr Reichspreiskommissar. 1936/37 hielt er im Auftrag der Reichsregierung Werbevorträge für Deutschland in der ganzen Welt. 1938 wurde er in das Direktorium der Krupp-Werke berufen und wäre, hätte ihn nicht der Volksgerichtshof abgeurteilt, in Nürnberg auf der Anklagebank erschienen.

Generalfeldmarschall von Witzleben dagegen hatte im Frankreichfeldzug noch eine Heeresgruppe geführt und den Marschallstab dafür empfangen. Er hätte also neben den Marschällen List, von Leeb usw. sich ebenfalls in Nürnberg verantworten müssen.

Ich sage das aber nicht, um meine Waagschale zu entlasten. Es geht mir einzig darum, das Verflochtensein aller in ein Schicksal deutlich zu machen, das den einen länger, den anderen kürzer in das Geschehen zwang.

Doch hinter diesen vordergründigen Dingen und Abwägungen erhebt sich die Frage, ob im Augenblick der höchsten Not eines Volkes ein Mann, mag er immer zum Hochverrat entschlossen gewesen sein, auch zum Landesverräter werden darf. Wenn die Zeitschrift „Contact“ in London in einem bemerkenswerten Artikel über Hinter- und Abgründe jenes schicksalhaften Augenblicks die tragische Verlassenheit der Männer des 20. Juli unterstreicht, indem sie selbst zugibt, daß die Verbindungen mit der deutschen Verschwörung seit Ende

1942 abgebrochen wurden, so will auch dies näher beleuchtet sein. Ende 1942 — das war der Beginn von Stalingrad. Man brauchte die deutsche Gegenbewegung nicht mehr. Man benützte sie allerdings trotzdem noch einmal in dem Augenblick, als man die Bombe für die Initialzündung zur Verfügung stellte, denn diese Bombe, die Stauffenberg ins Hauptquartier schaffte, war englischen Urspungs und über Schweden nach Deutschland gebracht worden.

Doch auch dies ist noch nicht der entscheidende geschichtsphilosophische Grund für das Scheitern des 20. Juli. Dieser letzte Grund des Versagens ist der, daß sich kein Selbst-Opfer fand.

Einen Eid kann man nur beseitigen, wenn ein Mann sich opfert und den Eidträger aus der Welt schafft, gleichzeitig aber auch mit dem eigenen Tod seinen Eidbruch sühnt.

Die sieben mir bekannten Attentate auf Adolf Hitler scheiterten alle daran, daß sich eben kein Eigen-Opfer gefunden hat. So bestand für uns der Eid.

Was wir nun taten, lief darauf hinaus, bei der unklaren Befehlsgebung den letzten Richtpfeiler zu suchen und zu finden: den Eid des Soldaten.

In dem Augenblick, da der Eid bestand, fiel der Putsch zusammen wie ein Kartenhaus. Es mag dies in einer Zeit, da mit der Diffamierung des deutschen Soldaten überhaupt auch sein Festhalten am Eid lange

zumindest als suspekt oder, wenn er sich darauf berief, als Ausrede angesehen wurde, nicht ganz verständlich sein. Es werden aber wieder Zeiten kommen, da man die Unabdingbarkeit der Eide begreifen wird als das Unterpfand jeglichen sozialen Zusammenlebens der Menschen.

So fühle ich mich in diesem realen Ablauf des Geschehens keineswegs schuldig. Was geschah, ist Schicksal — und mit Schicksal läßt sich nicht rechten. Wir können nur eines tun: mit reiner Hand und freiem Gewissen in dieses Schicksal treten. Es will mir in diesem Zusammenhang als symbolisch erscheinen, daß sämtliche von meinem Kommandeur befohlenen Aktionen abliefen, ohne daß auch nur ein Schuß fiel. Wir haben einen ohnehin im Augenblick der Initialzündung bereits verlorenen Putsch beendet, ohne daß er zum Bürgerkrieg oder Blutvergießen ausarten konnte. Die Begründung, mit der Major Remer damals die Auszeichnung ablehnte, hat den gleichen Charakter, wenn er sagte: „Man kann doch keine militärischen Auszeichnungen für eine Tat annehmen, bei der man hinterher nicht einmal die Pistole reinigen mußte." Daß ich selbst jenen Tag erlebte, ohne irgendeine Waffe zu tragen, — ich hatte, als er mich auf dem Motorrad hinderte, meinen Degen einer Ordonanz zugeworfen —, erscheint mir im gleichen Licht.

Daß wir der Welt nicht das Bild einer Festungs-

besatzung boten, die sich selbst zerfleischt, bevor der Feind in sie eingedrungen ist, klingt mir geradezu wie ein starkes und versöhnendes Motiv in dieser Untergangs-Symphonie.

Wir haben aber nicht den Untergang nachträglich noch einmal zu begehen, sondern seine Taten nach vorn wirksam werden zu lassen. Und da erscheint alles in anderer und neuer Bewertung. Einer Zeit, die uns zum Handeln aufrief, folgte eine Zeit, die uns die Betrachtung in Gefangenenlagern oder Gefängnissen auferlegte. Und hier gilt es dann, jenes weise Wort Goethes zu begreifen: „Nur der Betrachtende hat Gewissen, der Handelnde ist immer gewissenlos."

Wir aber mußten handeln, — und mit jeder Handlung im Sinne dieser goetheschen Erkenntnis auch schuldig werden. Aus dem in der Betrachtung geweckten Gewissen wollen wir alle unsere tragische Schuld als ersten Beitrag zu einer neuen Welt bekennen. Denn diese läßt sich nicht mit Rache an der Vergangenheit errichten, sondern nur durch eine Neusetzung der Gewissen. In einem solchen Zusammentritt aller vorwärtsdrängenden Geister bin ich gewillt, mehr tragische Schuld auf mich zu nehmen, — und ich danke dem Schicksal, daß es mich rein äußerlich in Situationen gestellt und dort zu handeln gezwungen hat, daß mein Bekenntnis auf dieser neuen und höheren Ebene dann

auch glaubhafter erscheint. Doch diese Tragik erwächst aus Verstrickungen des Menschen, die sowohl seiner eigenen Verantwortung, wie auch einer Beurteilung durch menschliche Gerichte enthoben sind.

Ich bitte das Gericht nicht um Nachsicht für meine Person, aber um einen Spruch, der es mir wie allen Soldaten erlaubt, den Eid und das Handeln aus ihm in diese neue Welt hinüber zu retten."

Tauwetter

„Eine halbe Generation, also 15 Jahre, konnten die Tabu-Halter und Meinungsmacher in der deutschen Öffentlichkeit das widernatürlich für alle Ewigkeiten verordnete Winterklima ihrer Lügen und Tendenzen über Deutschland aufrecht erhalten. Aber seit kurzer Zeit sind durch einige Veröffentlichungen Breschen in diese längst brüchige geistig-seelische Mauer geschlagen worden; und durch sie bricht nun der Frühling herein, der die anderen Länder unter der Sonne der Freiheit und Wahrheit schon längst zu neuem Leben erweckt und erwärmt.

Die kleinen Kältemechaniker glaubten, unser seelisches Eiszeitklima auf Minus-Temperatur halten zu können, und übersahen die Tatsache, daß, gelänge die Kommunikation mit außen nur an kleinster Stelle, der hereinbrechende Sturm der Wahrheit umso gefährlicher und vernichtender sie selbst bedrohen würde, je größer und vermessener die Druckdifferenzen zwischen innen und außen, und somit der Querstand zwischen einem von ihnen künstlich verlängerten Winter und dem natürlichen, lebensnotwendigen Frühling zum Orkan anschwellen müsse.

Zwei Bücher entwickeln sich zu hochbrisanten Sprengstoffladungen und scheinen höchst geeignet, der Wahrheit eine Gasse zu öffnen in unsere von Dunkelmännern

und (denn wir leben ja im Zeitalter der Gleichberechtigung) — auch von Frauen bisher wohl gehütete geistige Dunkelkammer Deutschland. Das eine Buch erweist sich dabei als ein postkatastrophaler Zeit- und Spätzünder, den die Untersuchungskommission des S. D. selbst sorgfältig für eine spätere Zeit im Angesicht der historischen Stunde des 20. Juli 1944 angefertigt hat, als sie die Berichte an Adolf Hitler über das Ergebnis ihrer Ermittlungen erst täglich, dann in größeren Abständen an das Führer-Haupt-Quartier gab.

Zur Entstehung der „Kaltenbrunner-Berichte"

Ich darf aus nächster Kenntnis über die Entstehung dieser Berichte aussagen. Bereits am Abend des 20. Juli erschien Kaltenbrunner als Chef des Sicherheitsdienstes bei Goebbels in dessen Dienstwohnung in der Hermann-Göring-Straße 20 und zog Major Remer und mich in ein Gespräch. Der Gefechtsstand des Wachbataillons war von seinem Kommandeur vom Vorzimmer des Stadtkommandanten Unter den Linden 1 ins Vorzimmer von Goebbels als Reichsverteidigungskommissar in dem Augenblick verlegt worden, als Generalleutnant von Hase zwielichtig erschien, und sich die Möglichkeit eines Militärputsches enthüllte, Hitler aber Remer fernmündlich mit der Niederschlagung des Putsches beauftragt hatte. Kaltenbrunner erwies sich in diesem Gespräch mit uns — Stunden nach Beendigung des Aufstandes —

als ein Mann, der völlig von den Ereignissen überrascht wurde und ihnen jetzt noch rat- und hilflos gegenüberstand. Wenn er auch bei diesem Gespräch über den tatsächlichen Verlauf in Berlin Einzelheiten erfuhr, so war er doch nicht in der Lage, dem Befehl Himmlers nachzukommen, der verlangte, bis 21. Juli, 14 Uhr, ein genaues und möglichst umfassendes Bild der Abläufe zu geben.

Am 21. Juli rief mich mein alter Freund Walter von Kielpinski früh um 9 Uhr in meiner Wohnung an und beklagte sich: er sei soeben zum Vorsitzenden einer Kommission ernannt worden, die täglich über den Stand der Ermittlungen über den Putsch zu berichten habe. Termin für den ersten Bericht sei der 21. Juli, 14 Uhr. Er selbst wisse von gar nichts, habe aber eben erfahren, daß Remer und sein Wachbataillon an der Angelegenheit maßgeblich beteiligt gewesen seien. Ich versprach ihm eine Durchschrift meines Tatberichtes, den ich an den Reichsverteidigungskommissar (Goebbels) ohnehin bis 12 Uhr zu fertigen habe. So kam mein Bericht als erstes Aktenstück am 25. Juli in das große Konvolut. Bericht Nr. 1-4 beweisen, daß man sich bis dahin mit Berichten über die Auswirkungen auf die Stimmung im Volk behalf in der Tradition der S.D.-Berichte.

Dieser Bericht an Goebbels war 1½ Seiten lang und trug das Datum 21. Juli 1944. In der nunmehrigen

Veröffentlichung erscheint aber mein fünfseitiger Bericht vom 16. Oktober 1944. Dieser wurde bei mir vom Führerhauptquartier angefordert, als völlig unbegründete Bedenken gegen Remers Haltung auftauchten und es für mich selbstverständlich war, für meinen Kommandeur, inzwischen Oberst und Kommandant des F. H. Qu. geworden, einzutreten. Keiner der Gegner der Veröffentlichung hat diesen Fehler bemerkt, wonach Kaltenbrunner einen Bericht vom 16. Oktober bereits drei Monate vorher ins F. H. Qu. geschickt haben müßte. Aber auch dieser Bericht ist echt. Es sind wahrscheinlich Bericht 1 vom 21. Juli und Bericht 2 vom 16. Oktober später stillschweigend ausgetauscht worden. Dies nur als Einleitung und ganz persönliche Stellungnahme zu den Berichten, wenn ein gründlicher Leser auf die Unwahrscheinlichkeit stoßen sollte, was aber bei dem heute „wuchernden" Leichtsinn in der Bearbeitung von Geschichtsquellen nicht zu erwarten ist.

Dafür, daß ich Walter von Kielpinski mit meinem Bericht Nr. 1 aus einer argen Bedrängnis half, und weil er in mir einen Kenner der militärischen Vorgänge und Personen sah, gab er mir laufend Einsicht in die Berichte. Ich kann also nach meiner Erinnerung behaupten: sie sind echt. Nur eins überrascht mich heute, denn damals wußte ich nichts von meinem „Glück": Das Begleitschreiben bezeichnet mich als Mitarbeiter der Abteilung III. S. des S. D. Die Denunziation, die bereits

1947 zu meiner Verhaftung führte, behauptete dies. Ich konnte es auf meiner Spruchkammer-Verhandlung klar widerlegen. Und gerade der Denunziant wie auch sein Gewährsmann hätten als Angehörige der Abteilung VIII des Propagandaministeriums doch genau wissen müssen, daß der Gewährsmann für die Unterlagen, die zu meiner Verhaftung führten, selbst der Verbindungsmann zum S.D. gewesen ist. Ich bin aber nicht Denunziant genug, beide Namen in der Öffentlichkeit zu nennen, und täte es nur gezwungenermaßen, dann aber schonungslos!

Die bilaterale Absicht der Berichte

Schon damals war ich über die Art erstaunt, wie die Berichte nach beiden Seiten zielten: einmal sollten sie ein umfassendes Bild der Menschen und ihrer verschwörerischen Absichten geben; auf der anderen Seite sollte Hitler und seiner Regierung durch die schonungslose Darlegung der Beweggründe und Menschen auch eine Kritik an seinen eigenen Maßnahmen und Anordnungen gegeben werden. Das war ja überhaupt das eigentliche Anliegen und die ursprüngliche Absicht aller sogenannten S.D.-Berichte. Die Wirkung war tiefgehend und führte dazu, daß ihre allgemeine Form ab Mitte 1944 von Bormann unterschlagen wurde. Nur die thematisch auf den 20. Juli spezialisierte Form gelangte fortan

noch bis auf Hitlers Schreibtisch, weil er immer danach verlangte.

Es waren also schon damals Kräfte am Werk, sie zu unterbinden, wenn auch ihre heutigen Gegner in ihren Motiven völlig anders gelagert sind. Aber grundsätzlich gilt für einst und jetzt das Gleiche: die Wahrheit sollte am Durchbruch gehindert und, wenn dies nicht möglich war, allenfalls durch das Sieb der Zweckpropaganda gefiltert werden, um sie in eigenen Perspektiven zu beleuchten. Der Unterschied der Begründungen für die Wahrheitsverschleierung ist darin zu sehen, daß man „vor Tische" sagte, man könne das Volk in der höchsten Note seines Lebenskampfes nicht beunruhigen, aber heute, nachdem es doch „aus der Knechtschaft der Diktatur befreit und mündig wurde", behauptet man, dieses Volk sei noch nicht reif zur reinen und ungeschminkten Wahrheit. Um seiner seelischen Hygiene und seiner geistigen Diät willen, die es seit 16 Jahren immer noch wie am ersten Tage bitter benötige, müsse man sie ihm, wenn überhaupt, dann höchstens in kommentierten Portionen servieren.

Sollte man nicht viel eher uns in der deutschen Gegenwart durch dauernde Lügenkost zu hoffnungslosen Zuckerkranken ruiniert haben, an deren peinlich verordneter Diät allein die Ärzte und die Krankenwärter Interesse haben? Die Angriffe auf die kommentarlose Ausgabe der Tabuwächter enthüllen deren Heucheleien.

Es ist doch so: Überall und seit Jahren arbeiten in der Bundesrepublik und in aller Welt Wissenschafter und Institute mit diesem Quellenmaterial, das jedermann, der es bezahlen kann, aus Amerika, wo es sichergestellt ist, als Mikrofilm beziehen kann.

So lange sie also durch den Gesinnungsfilter liefen, erhob sich keine Stimme im Bundesdeutschland gegen die Dokumente. Im Augenblick aber, als durch die kommentarlose Veröffentlichung und Ausbreitung des Quellenmaterials jedem unvoreingenommenen Leser bei uns die Möglichkeit gegeben werden sollte, auf diese Weise sich selbst ein Bild zu machen, ging das Wehgeschrei los. Das deutsche Volk sei noch nicht reif zur eigenen Wahrheitssuche; die unkommentierte Veröffentlichung stelle eine Gefahr dar. Wie leicht könne das Volk wieder in Barbarei verfallen. Hatten die Umerzieher nicht die Pflicht gehabt, das Volk zu dieser Reife zu erziehen? Sie haben es mit ihrer Propaganda auf ihre Weise weiter dumm gehalten.

Seien wir ehrlich, wenn es diese angeblich um das Wohl des Volkes so besorgten Propagandisten schon nicht sind. Wer wird das deutsche Volk für so wankelmütig und anfällig halten, daß es auf Berichte, die doch offensichtlich in der braunen Tendenz ihrer Entstehungszeit entstanden und gehalten sind, gleich hereinfällt nach 16 Jahren Erziehungsarbeit dieser Umerzieher, die nie müde werden, von ihrem Tun zu behaup-

ten, es geschehe in völliger Freiheit und im absoluten Dienst in der Wahrheit. Sollten die Volkserzieher seit 1945 ihr Amt so schlecht und eigennützig verwaltet haben, daß schon dieses eine Dokument aus der „Nazizeit“ sie bloßstellt und unglaubwürdig zu machen imstande ist?

Bei den Kaltenbrunner-Berichten ist bereits in ihrer Diktion die damalige Tendenz erkennbar, und so kann der halbwegs geübte Leser sofort den Kern der tatsächlichen Wahrheit aus der propagandistischen Schale lösen. Wenn nun der eigentliche Kern mit dem, was uns unsere heutigen Meinungsmacher seit Untergang des Dritten Reiches von ihm erzählten, aber auch in keinem Punkt übereinstimmte, so muß die Frage auftauchen: wie weit sind Kern und Schale heute echt und gesund? Denn heute wird behauptet, nur die pure Wahrheit flösse aus jeder Journalistenfeder, und jeder Fernsehschirm würde von selbst rot vor Scham anlaufen, wenn auch nur der kleinste Zweifel im geringsten Zuschauer aufkommen könnte, ihm würde nicht in reinster Freiheit die unteilbare Wahrheit geboten.

Warum also die Unruhe und Besorgnis? Sollte sie etwa daher rühren, daß seit 16 Jahren das Volk in der Bundesrepublik im Gewitter der Propagandisten vom Regen in die Traufe kam, und nun auf einmal die ausgegrabenen Akten noch so stark fluoreszieren, daß ihr makabrer Phosphor ein erhellendes Licht auf die

Scheinheiligkeit und Lüge unserer Gegenwart zu werfen imstande ist?

Denn einige Tatsachen — und das sind nicht nur die sogenannten „Tatsachen"-Berichte unserer Illustrierten und Fernsehsendungen, die sich samt und sonders als faule Ammenmärchen und mehr als hinkende Beweise enthüllt haben — in diesen Kaltenbrunner-Berichten lassen sich nun einmal nicht aus der Welt schaffen.

Halten wir in der Überfülle der Gegensätze zwischen Dokument und heutiger Legende einige Kernfragen fest.

Die Schuldbekenntnisse in den Abschiedsbriefen

Da sind einmal die Schuldbekenntnisse von vielen zum Tod verurteilten Verschwörern. Man hat diese Bekenntnisse damit zu erklären und zu entschuldigen versucht, daß die Verurteilten unter Folter-Druck oder Drogen-Einwirkung gestanden hätten. Die Drogen, die sämtliche Hemmungen und Kontrollen beseitigen, werden auch zur Erklärung der unglaublichen Selbstbezichtigungen in sowjetischen Schauprozessen herangezogen. Bis heute aber fehlt der Beweis, daß die deutsche Pharmazeutik solche Drogen gekannt oder angewandt hätte. Und gegen den physischen Druck von angeblichen Folterungen spricht doch das Argument, daß Männer wie Leonrod („ich bin nicht wert gewesen, ein Leonrod zu

sein"), Helldorf („In meiner Vernehmung habe ich meine Schuld eingestanden, die in der Treulosigkeit gegenüber dem Führer und der Bewegung besteht"), Oberleutnant von Hagen („Mit meinem Schicksal kann ich nicht hadern, da ich es selbst verschuldet habe"), daß wir diesen Männern nicht zutrauen wollen, sie hätten im Angesicht des Galgens noch auf ein Entkommen durch die Hintertüre der Heuchelei und Lüge gehofft. Man bedenke doch nur einen Augenblick die Seelenlast, die von den Abschiedsbriefschreibern ihren Angehörigen hinterlassen wurde; sie darf doch nicht noch um der Tendenz heutiger Rechthaber willen damit belastet werden, daß man den zum Tod Verurteilten in ihrer letzten Stunde Lüge und Heuchelei zumutet. Wollen wir einem deutschen General wie Stieff nicht die letzte Glaubwürdigkeit nehmen, wenn er im Abschiedsbrief schreibt: „Der Antrag lautet auf Tod, und er kann auch gar nicht anders ausfallen. Er ist gerecht. — Ich gehe ruhig und getrost in den Tod, den ich mir schuldbeladen zugezogen habe." Das paßt viel eher zum jüngsten General des Witzlebenprozesses, der am Vormittag des ersten Verhandlungstages, wie ich als Zeuge bestätigen kann, offen und mutig seine Gegnerschaft zu Hitler dem Präsidenten Freisler ins Gesicht sagte. Er beuge sich, ähnlich wie Goerdeler später, dem „Gottesurteil", das er aus dem Mißlingen des Attentats erkenne und auch annehme.

Schon Ritter hat in seinem Buch über Goerdeler den Märtyrerkranz vom Kopf des zivilen Sektors der Verschwörung nehmen müssen, als er in der Verantwortung des Historikers seine Gestalt und sein Wirken zu beschreiben unternahm. Hier sei Goerdeler angeführt als Beispiel dafür, daß ihm gegenüber weder Folter noch Drogen für den Fall, daß sie sonst angewendet worden seien, nötig waren. (Wenn Schlabrenndorff an der Behauptung ihrer Anwendung ihm gegenüber festhält, so muß dies angesichts der Korrekturen und Widerlegungen so mancher Behauptungen, die er seit der ersten Auflage seines Buches „Offiziere gegen Hitler“ machen mußte, gesehen werden). Ich erinnere mich — und sehe dies durch die Buchausgabe der Kaltenbrunner-Berichte nachdrücklich bestätigt — an das Erstaunen der untersuchenden Beamten, das noch in den Ermittlungsberichten nachwirkte. Kielpinski erklärte mir nach den ersten Vernehmungen Goerdelers, es ergäbe sich ein völlig neues Bild. Der ihn vernehmende Beamte müsse ein Meister seines Faches sein. Nach wenigen Minuten einer unverbindlichen Unterhaltung hatte er Goerdelers Charakterskelett wie mit Röntgenaugen erfaßt: Überzeugt von sich, seiner Intelligenz und Bedeutung, war er durch seine Kaltstellung umso mehr von Ressentiments gegenüber dem Dritten Reich

erfüllt, als man in den ersten Jahren ja nicht auf seine Mitarbeit verzichtet hatte. Er war nach seiner Ablösung als Oberbürgermeister von Leipzig die Treppe zum Reichspreiskommisar hinaufgefallen. Ein Mann weitester Beziehungen im In- und Ausland, von brennendem Ehrgeiz getrieben, sah in seinem letzten Betätigungsfeld als Direktoriumsmitglied der Kruppwerke zu wenig Raum für seine Kapazität.

Auf dieses Charakterbild Goerdelers setzte der Vernehmungsleiter seinen Angriff an. Er erklärte dem Untersuchungsgefangenen, er könne bei dessen welterprobter Geistigkeit nicht verstehen, daß er sich in ein staatspolitisch so gefährliches, hochverräterisches Unternehmen einer Hand voll mißvergnügter Offiziere eingelassen habe, das doch von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen sei.

Wie genau der Vernehmer den Zentralnerv Goerdelers getroffen hatte, ging aus dessen spontaner Reaktion hervor: es sei keine Clique von Desperados und Mißvergnügten gewesen, sondern viele Dutzend, ja Hunderte und Aberhunderte von verantwortungsbewußten Männern und besten Patrioten. Der Untersuchungsrichter erwiderte: „Das nehme ich Ihnen so nicht ab. Das müssen Sie mir beweisen". Goerdeler, der nicht ahnte, in welche Falle er gegangen war, diktierte darauf stundenlang und seitenweise Namen und übersah ebensowenig wie bei seinem Fluchtweg, daß er alle dort

Angelaufenen ans Messer lieferte — nur, um sich zu bestätigen oder für den kleinen Augenblick zu retten. Diese menschliche Tragödie verbirgt sich hinter dem lapidaren Satz S. 232 der Buchausgabe der S. D.-Berichte: „Goerdeler macht in den weiteren Vernehmungen außerordentlich weitgehende Angaben, durch die u. a. zahlreiche Personen, die sich in wichtigen Stellungen des öffentlichen Lebens befinden, belastet werden". Goerdeler hatte zwar den Einwand seines Untersuchungsrichters von der „Handvoll Mißvergnügter" widerlegt, — aber die Verschwörung im Ganzen aufgedeckt, die bis dahin den Verfolgern verborgen geblieben war.

Der Fall Witzleben

Wie überrascht die Machthaber des Dritten Reiches von der Verschwörung an sich und dem Attentat als deren Signal zur Tat besonders waren, wird durch Generalfeldmarschall von Witzleben als Haupt des militärischen Sektors und in Aussicht genommener Oberbefehlshaber der Wehrmacht klar. Die filmische Dokumentation des Prozesses vor dem Volksgerichtshof am 8. August unterschlägt seinen ersten Auftritt vor Freisler. Der Feldmarschall, an die Schranke gebeten, begrüßt das Gericht mit erhobener rechter Hand! Freisler geht los: „Sie wagen es noch, die Hand, die sich gegen den

Führer erhob, zum ‚Deutschen Gruß' zu erheben?" Diese Eingangsszene soll heute wieder in den „Dokumentar"-Film hereingenommen worden sein; sie wird bestätigt und beleuchtet, gleichsam in Rückspiegelung, durch die Stelle in den Kaltenbrunner-Berichten aus Witzlebens Vernehmungen (S. 41), wo er erklärte: „Generaloberst *Beck* empfing mich und sagte mir: Ich hätte wohl von dem Attentat gehört und er hätte sich daher entschlossen, die Befehlsgewalt zu übernehmen. Ich entgegnete ihm darauf, daß ich infolge dieses scheußlichen (!) Attentats erschüttert (!) wäre. Ich könnte keinen Grund einsehen, um sich des Oberbefehls oder der Regierung zu bemächtigen. Generaloberst *Beck* bestritt mir das in längeren Ausführungen und behauptete immer wieder, daß der Führer tot wäre. Darauf kam Oberst Graf *Stauffenberg*, um mir einen Befehl zu zeigen, der schon früher herausgegeben war. Ich sah mit Entsetzen (!), daß mein Name darunter stand, und verwahrte mich sehr energisch dagegen, daß dieser Befehl ohne meine Kenntnis und Genehmigung herausgegeben wäre. Ich verlangte die sofortige Zurückziehung bzw. Ungültigmachung des Befehls (!)."

Der Bericht fährt dann fort: „Tatsächlich hat, wie sich bei der weiteren Vernehmung ergibt, der Feldmarschall völlige Kenntnis der Putschvorbereitungen gehabt."

Dies ist das Unerquickliche beim Studium der Be-

richte, die auch das einstige Erlebnis der Prozesse vor dem Volksgerichtshof in Bezug auf manchen Offizier wiedererwecken: ein Teil stand nicht zur Tat und versuchte, den Kameraden den Schwarzen Peter zuzuschieben, oder das Gericht und seine Vernehmer für dumm zu verkaufen.

An zwei Beispielen, den Charakteren Goerdelers und Witzlebens als Exponenten des zivilen und militärischen Bereichs der Verschwörung gegen Hitler, können Möglichkeiten, Erfolge und Versagen des Aufstandes klar auch an den Berichten des Sicherheits-Dienstes abgelesen werden. Die beiden eigentlichen Häupter des militärischen Sektors, Generaloberst Beck als geistiger Planer und Stauffenberg als der Mann der Tat, fielen noch am Abend des Attentats und werden nur mittelbar durch die Aussagen der Mitverschworenen in den Berichten sichtbar. Die direkt erkennbaren Personen aber zeigen sich nicht im besten Licht.

Das Bild der Verschwörer

Die Verschwörung selbst und ihre Aufdeckung beweist viele „Zufälle", aber neben der geradezu genialen Art der psychologischen Überrumpelung Goerdelers durch seinen ihn vernehmenden Kommissar auch die Hilflosigkeit und die plumpen Fehler auf Seiten der Untersuchungsbehörden. Schon daß am Spätabend des

20. Juli 1944 Fromm durch ein Standgericht fünf Haupttäter zum Tod verurteilen ließ und die Exekution noch in der gleichen Stunde selbst anordnete — zu beiden war er formal durchaus befugt! —, erwies sich als voreiliger Kurzschluß, nicht anders, als die Möglichkeit zum Selbstmord, die er Beck gab. Fromm geriet dadurch in den — übrigens völlig unbegründeten! — Verdacht der Mitwisserschaft, deren Spuren er auf diese Weise verwischt habe. Er wurde erst im April 1945 erschossen, und zwar wegen Unentschlossenheit in einer höchst bedrohlichen Lage und wegen mangelnder Dienstaufsicht. Denn auf die Frage, wo und wann man die Schlüsselpläne der Verschwörung am besten aufbewahren solle, riet Stauffenberg: „Im Panzerschrank des B. d. E." (Befehlshaber des Ersatzheeres), „denn dort schaut der bestimmt nicht nach". Daß er nicht auf Seiten der Verschwörer stand, beweisen seine letzten Worte. Auf das Kommando „Feuer" rief er: „Es lebe der Führer!" Hier gilt dasselbe, was zu manchen Abschiedsbriefen und Schuldbekenntnissen gesagt wurde: Im Angesicht des unentrinnbaren Todes lügt der Mensch nicht mehr.

Nach der Vollstreckung des Todesurteils der Angeklagten des Witzlebens-Prozesses am 8. August wäre es noch möglich gewesen, den Kreis der Mitwisser gegenüber dem Volksgerichtshof ganz klein zu halten und das Verfahren schnell zu beenden. Das hätte aber zur

Voraussetzung gehabt, daß Goerdeler sich das Leben genommen hätte. Denn er wurde erst zwei Tage nach dem Offiziersprozeß ergriffen.

Auch die Möglichkeit, die ihm Freisler vor dem Gericht noch gab, dort sein Regierungsprogramm zu entwickeln, gab diesem Volkstribun dann die Gelegenheit, die Absichten und die Heterogenität des zivilen Sektors klarzulegen und, ebenso wie er es Witzleben gegenüber getan hatte, auch Goerdeler gegenüber zu beweisen, daß im Augenblick der Machtablösung Hitlers ein Zerfall in den eigenen Reihen begonnen hätte, der dadurch den Druck der Feinde von außen nur noch beschleunigt und schlimmstenfalls im Bürgerkrieg, allenfalls aber im Chaos geendet hätte.

Hochverrat und Landesverrat

Die verschiedenen und dauernden Kontaktaufnahmen während des Krieges mit dem Ausland (!) werden in dem Augenblick zum Landesverrat, wenn man weiß, daß die Gespräche und Informationen zu den Verantwortlichen der Feindseite kommen. Das gilt für die Angehörigen von Abordnungen oder Konferenzen etwa mit dem Bischof von Chichester oder mit Wallenberg — man erspare mir die Aufzählung von Namen — oder für Stauffenbergs bedauerndes Wort, über die einzige Hilfe der Engländer; dies sei ihr beim Attentat verwendeter Sprengstoff, — und der habe versagt.

Grobe Schlußbilanz und erste allgemeine Folgerungen

Alles in allem helfen die Kaltenbrunner-Berichte entscheidend bei der Entheroisierung des 20. Juli 1944. Aus der Verstiegenheit und schiefen Sicht propagandistischer Tendenzen wird dieses Schicksalsdatum wieder in die menschliche Nähe gerückt. Und in diesem Klima ist dann eine Diskussion möglich. Die Zerstörung der bisher einzig geduldeten Legende vom 20. Juli war nötig, um die menschliche Verstrickung aller Beteiligten in diesen Schicksalsaugenblicken erkennbar zu machen. Mit Menschen kann ich mitfühlen, Heroen kann ich nur anbeten, künstlich aufgebauschte Helden muß ich genauso wie ihre Priester und Propheten ablehnen. Den Eltern raten wir den Ankauf des Werkes, damit die Kinder, in Tendenzen hin- und hergerissen, daran reifen, sich selbst ein Bild über die Vergangenheit und einen Schicksalsaugenblick in ihr machen, befreit aus einseitigen Tabus unserer Meinungsmacher.[13])

Nachwort,
bald ein Vierteljahrhundert später

Es ist nun seit dem 20. Juli 1944 beinahe ein Vierteljahrhundert vergangen, und die Flut von Kommentaren zu diesem geschichtlichen Ereignis hält unvermindert an. Doch muß gleich zu Beginn unserer Rückschau gesagt werden: die Bewertung jenes Tages ist, angefangen von der Schilderung seines tatsächlichen Verlaufes bis hinauf zu den Folgerungen für eine Fortwirkung auf die Gegenwart und besonders in die Zukunft hinein, ebenso oberflächlich, fehlerhaft und einseitig-tendenziös geblieben wie seit der Stunde, als die Ansichten und Urteile der Feinde nach der Kapitulation des III. Reiches vor den Alliierten in Ost und West es befahlen. Während der Zeit der Kriegshandlungen waren sie propagandistisch-zweckbedingt gewesen; nun wurden sie im Meinungsterror der Besatzungsmächte weiterhin zum alleinigen Tabu erhoben und als Teil der psychologischen Umerziehung auch beibehalten. Sie waren in den einzelnen Besatzungszonen zwar leicht variiert, im Grundsatz jedoch gleichförmig verfügt, durch ihre Kontrolloffiziere sorgfältig überwacht und mit Hilfe einer peinlichen Zensur sprachgeregelt. Ihre Anweisungen galten als Befehle, die ohne Widerspruch hingenommen und ausgeführt werden mußten.

Die Freiheit einer eigenen Meinungsbildung, etwa

durch eigenständige Forschung und Selbstbesinnung, war nicht erlaubt. Das galt nicht nur für weite und neue Gebiete, etwa Atomforschung oder Weiterarbeit im Bereich bestimmter technischer Verfahren wie Fertigung der Kohle-Derivate, Entwicklung der Diesel-Motoren und der Raketen, sondern der Vorsprung der deutschen Wissenschaft und des Geistes sollte allgemein wettgemacht und ausgelöscht werden.

Die öffentliche Meinung war eingeebnet, und zu ihren Machern wurden erst einmal die im Krieg auf der Feindseite bewährten Propagandisten eingesetzt. Zu ihnen gesellten sich jene Emigranten, die sich wegen ihrer Sprach- und Sachkenntnisse bereits während der kriegerischen Auseinandersetzung für diese Aufgabe anerboten und als geeignet ausgewiesen hatten, indem sie an Feindsendern und in der Auslandspresse mit ihrem Wort in die ehemalige Heimat wirkten. Da ist dann kein Unterschied mehr zwischen dem Hetzredner Thomas Mann vor amerikanischen, Alfred Döblin vor französischen oder Bert Brecht, Theodor Plivier und Johannes R. Becher vor russischen Mikrophonen und in deren Verlagen. Gegen sie stach Albert Einstein großartig ab, als er es ablehnte, sich oder auch nur seinen Namen für antideutsche Massendemonstrationen in Paris und später in den U.S.A. herzugeben. Seine Unterschrift unter das Atomgutachten für Roosevelt steht auf einem anderen Blatt und reicht in die Höhen-Sphäre einer

echten menschlichen Tragik. Damit ist sie wohl dem Urteil durch Menschen und ihren zweckbedingten Einrichtungen, und sei dies sogar ein Nürnberger Siegertribunal, enthoben.

Daß diese Emigranten dem grundsätzlichen Fehler aller Flüchtlinge erlagen, die länger oder kürzer außer Landes gegangen waren und sich in den Dienst der neuen Herren begeben hatten, mit dem Ziel, den Augenblick zu verewigen, als sie ihre alte Heimat verließen und in sich nun dieses letzte Bild beim Abschied konservierten, ist menschlich verständlich, wirkt sich aber, wie jede Reaktion und Restauration, als störend und auf den lebendigen, ursprünglichen Fluß der Geschichte hemmend aus.

Das geschichtliche Musterbeispiel einer Restauration

Man rufe sich nur die Zeit der Bourbonen-Rückkehr nach 1814 in Frankreich ins Gedächtnis, um politische Schwierigkeiten und seelische Querstände, hervorgerufen durch eine sterile Restauration, am damaligen Geschichtsbild abzulesen. Es dauerte auch nicht lange, und auf diese Restauration folgte wieder ein Napoleonide, der seinerseits aber nur in eine blasse Wiederholung des Bonapartismus zurückfallen und über diesen geschichtlichen Widersinn stürzen mußte, bis der eigentliche Verlauf der Geschichte, begonnen mit der Französischen Revolution von 1789, ihren Idealen — und ihrem Blut-

Bild 7

Bild 8

Bild 9

Bild 10

rausch! — weitergeführt über die Bändigung ihres ersten Stadiums als Wildbach durch Napoleon I., endlich in sein eigentliches Flußbett und seine ursprüngliche Stromrichtung wieder einmünden konnte. Denn die erste Ableitung und Usurpation der Naturkräfte der Französischen Revolution durch den Kaiser zu eigensüchtigen Zwecken, die Ausnützung ihrer demokratischen Ideen und ihre Umlenkung für die Errichtung einer eigenen Dynastie erwiesen sich als Verrat am vorgegebenen Ziel, und waren, geschichtlich gesehen, ein Irr- und Rückweg. Den eigenen Sturz und die Restauration seiner Nachfolger hatte somit der Korse mit seiner Kaiserkrönung selbst vorbereitet.

Der Untergang des Menschen beginnt stets im eigenen Herzen, wenn er sich selbst nicht treu bleibt. Der Erste, der diesen Verrat und Sturz spürte, war Beethoven, und so zerriß er im Augenblick, als er von Napoleons Selbstkrönung hörte, das Widmungsblatt seiner erst einmal dem Korsen zugedachten III. Symphonie, der „Eroica", und eignete sie Franz Joseph von Lobkowitz zu, einem Fürsten der österreichischen Monarchie. Die europäischen Dynastien vollzogen mit der Rückführung der Bourbonen nur äußerlich den Sturz des Kaisers, den er zehn Jahre zuvor in sich selbst schon geistig begründet hatte.

Die europäische Restauration, repräsentiert durch die Allianz ihrer Könige und gelenkt durch Metternich, be-

diente sich des hoffnungslos reaktionären Ludwig XVIII., und bewies mit dessen Inthronisation, daß sie von Geschichte und den Gesetzen ihres Ablaufes keine Ahnung hatte. Sie nahm nur Bismarcks späteres Wort zu seiner Geburtsstunde schon vorweg — oder legte es ihm in die Wiege? —, daß man mit Bajonetten alles tun könne, nur nicht darauf sitzen! Denn damals drängte die Geschichte zur Ablösung der bevorrechteten Stände und Klassen innerhalb eines Staates zu Gunsten der gleichen Rechte für alle Angehörigen eines Volkes.

Geschichte wird von Menschen gemacht, nicht aber durch mechanische Kräfte bewirkt

Wir haben das Beispiel aus der Geschichte Europas vor 150 Jahren deshalb herangezogen, weil an ihm bereits Fehler deutlich werden, die im Grundsatz wiederum am 20. Juli 1944 sichtbar wurden und sich auswirkten. Das soll aber niemals bedeuten, daß Geschichte wiederholbar ist und nach geradezu mechanischen Formeln abläuft, die zu Gesetzen abstrahiert werden könnten. Im Gegenteil! Jedes historische Ereignis ist ein einmaliger Sonderfall, der sich unberechenbar vollzieht. Er kann bestenfalls als Gleichnis für den verantwortungsbewußten Staatsmann dienen, der seinen Augenblick in künstlerischer Spontaneität bestehen und gestalten muß. Hier unterscheiden sich die Künstler und Schöpfer der Politik von den Rechnern und Mechanikern. Nur Kunst

geschieht in Freiheit, in der Mechanik herrscht der Zwang.

Damit stehen wir vor dem Problem: Stand der „Widerstand“ unter dem Gesetz der Freiheit, als er den Kampf für dieses höchste Gut der Menschen glaubte aufnehmen zu müssen?

Diese Frage kann nicht voreilig, flach und mit propagandistisch gängigen Schlagworten der im Augenblick geltenden politischen Valuta beantwortet werden. So viel darf aber an dieser Stelle schon gefragt sein: War die Legierung seiner Währung stark und homogen genug, um die harte, wenn auch selbst noch im Schmelzfluß glühende Münze des Nationalsozialismus zu ersetzen?

Der Widerstand setzte sich aus heterogensten Elementen zusammen. Die einzige zentripetale Kraft, die sie zusammenschloß, zwar keine Legierung versprach, aber ein Gemisch ermöglichte, war der brennendheiße Haß gegen Hitler. Darin waren sich alle einig: Kommunisten und bekennende Kirche, freimauernde Liberalisten und die Verfechter der Weimarer Republik. Sie hatten allesamt ihren Staat ebensowenig vor dem politischen Bankrott bewahren können, wie die Reste des kaiserlichen Heeres, die sich unter Seeckt in eine staatsbewahrende Abseitigkeit und Isolation gerettet hatten, während ihr einstiger Befehlshaber nach seiner Verabschiedung aus dem Militärdienst in den Reichstag als

Mitglied einzog und dort Abgeordneter einer jener Parteien wurde, die Hitler durch ihre Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz an die Macht brachten.

Aber auch in zeitlicher Hinsicht, ob und wann jemand zum Widerstand stieß, ist das Problem sehr komplex. Nicht jeder alte sozialdemokratische Funktionär wurde Widerstandskämpfer. Der Reichsinnenminister a. D. Severing zum Beispiel wurde von der sozialen Arbeit der N.S.V. (Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt) beeindruckt und trat in ihre Reihen; aber auch Otto Braun, der frühere preussische Ministerpräsident, verhielt sich loyal-neutral in der Schweiz, wohin man ihm während der 12 Jahre pünktlich seine volle Ministerpension schickte, dem es also ähnlich erging wie Adenauer, der als ehemaliger Oberbürgermeister von Köln eine halbe Million Ruhegehalt im III. Reich bezog.

Selbst der Attentäter Stauffenberg war noch 1934 von der emotionalen Kraft der Volkserhebung erfüllt, als er in Uniform im Fackelzug zum Jahrestag der Machtergreifung mitmarschierte — und dafür von seinem Vorgesetzten in Bamberg gerügt wurde. Die Briefe des Generalquartiermeisters Eduard Wagner, der sich in den Verstrickungen am 23. Juli selbst erschoß — denn er hatte Stauffenberg sein Flugzeug zum Transport der Bombe ins Führerhauptquartier zur Verfügung gestellt —, zeigen noch im Frankreichfeldzug einen be-

geisterten Anhänger Adolf Hitlers. Die Marschälle aber erhielten ihre Rangerhöhungen und Auszeichnungen schließlich nicht für Widerstandsleistungen, sondern für Verdienste um das III. Reich in seinem Krieg auf Tod und Leben. Wenn Eugen Gerstenmeier — und er stehe nur als Figur für ungezählte damalige Partei- und S.A.-Anwärter — seinen Entschluß zum Eintritt in eine Parteigliederung heute mit günstiger Gelegenheit zum Untertauchen bemäntelt, dann enthüllt er damit doch nur Charakterseiten, die in ähnlichem Widerspruch mit der Wahrheit stehen, wie viele Stellen aus seinen Aufsätzen in der „Neuen Züricher Zeitung“ vom 23. VI. und 1. VII. 1945, an die er wohl heute nicht mehr gern erinnert werden möchte.

Nur kein Schema!

Man macht es sich viel zu leicht, wenn man die Menschen in diesem Ringen schematisiert. Schema ist ein Fremdwort aus den Griechischen und bedeutet „Schatten“. Schatten sind seit Platos dichterischem Höhlengleichnis nur flächenhafte, leblose Projektionen von Menschen mit blutvollen Leidenschaften. Während der lebendige Mensch in eine Tragik wachsen kann, vermag es sein Schatten nicht. Nur das blutvoll gelebte und erlittene Leben besitzt und entwickelt Eigenschaften, die ein eigenes Glück, eine sondergeartete Schuld und eine nur in ihm und aus seinem bestandenen Dasein gereifte

Vollendung, die wir Tod nennen, dann ermöglichen. Die Selbstwerdung des Menschen geht stets aus diesem Ringen seiner Persönlichkeit mit den schematisierenden Mächten hervor.

Und nun will man die Deutschen, die durch die Prüfung des Krieges gingen, danach beurteilen und einordnen, wie sie diese Prüfung im Sinne des „Widerstandes" bestanden haben oder im Nachvollzug bestehen? Das würde heißen: man macht sie zu „Schatten" ihrer selbst, indem man sie „schematisiert".

Wie in Nürnberg vor dem dortigen „Internationalen Militärtribunal" das geschichtliche Werden des großen „Angeklagten Deutschland" außer Diskussion und Würdigung gestellt und bereits die Erwähnung des Begriffes „Versailles" verboten wurde, setzte man sich dort über bestimmte Rechtsgrundsätze hinweg. So galt nicht mehr: nulla poena sine lege (keine Strafe für eine Tat, die, als sie begangen wurde, nicht unter Strafandrohung stand) oder: der Ankläger darf nicht zugleich auch Richter sein, sondern muß neutral bleiben, oder: das Gericht darf nicht mit rückwirkenden Gesetzen arbeiten, oder: nicht der Angeklagte muß seine Unschuld, sondern der Kläger muß die Schuld des Täters beweisen. Ebenso wurde nach dem Waffenstillstand verordnet: der Nationalsozialismus ist eine Ausgeburt des Teufels, Hitler sein leibhaftiger Stellvertreter auf Erden, die „Nazis" sind seine Handlanger. Und daraus

wurde für die Umerziehung mit Hilfe der Massenmedien gefolgert: es darf über sie nur Schlechtes ausgesagt und, wenn dies nicht möglich ist, müssen ihre Beweggründe und Handlungen umgefälscht, oder, wenn auch dies nicht geht, dann totgeschwiegen werden.

So kam man zur ungeschichtlichen Sicht auf die Ereignisse, gewonnen aus dem

postkatastrophalen Aspekt.

Von da aus wurden alle Ereignisse und Gestalten so lange zurechtgerückt und umgebogen, bis sie in diese ungeschichtliche Perspektive paßten. Daß man dabei nicht vor Lügen und Entstellungen zurückschreckte, konnte ich am eigenen Leibe erfahren, und so sei sie, da diese Methode „induktiv" auf mich zielte, auch beim Aufrollen der Problematik, gleichsam um den Faden wieder rückwärts aufzuspulen, bei der Behandlung unseres Themas angewandt.

„Methode" ist ein weiteres Fremdwort und bedeutete in seinem griechischen Ursprungsland erst einmal nichts anderes als „Weg". In ihren Wegen unterschieden sich die Philosophenschulen bei ihrem grundsätzlichen gemeinsamen Bemühen, das darauf zielte, unserem menschlichen Dasein einen Sinn zu geben. Die Frage des Aspektes und der Methode wird auch aus einem anderen Grund erhoben: nur die Tabu-Wächter der Gegenwart glauben, schon und ausschließlich im Besitz

allgemeingültiger Wertmaßstäbe zu sein, mit denen sie ihre eigene Position, — selbst erworben oder von anderen erschlichen, — nun ausbeuten und seither verteidigen.

Wir aber sind nicht so voreilig und leichtfertig mit unserer Antwort. Denn es steht dieser „postkatastrophale Aspekt" im Widerspruch zu jedem streng wissenschaftlichen Bemühen im Sinne des Altmeisters der Historie; Leopold von Ranke forderte für die Geschichtsforschung, ihr Darsteller müsse unvoreingenommen bestrebt sein, Ablauf und Ereignisse so zu erkennen und zu schildern, wie sie sich in Wirklichkeit ereignet haben. Eduard Spranger hat in seiner Berliner Akademierede in den zwanziger Jahren Grenzen und Möglichkeiten jeder objektiven, geistesgeschichtlichen Forschung sowie Voraussetzungen zu ihrer Beschreibung umrissen, aber dennoch jedem Geisteswissenschafter die Verpflichtung auferlegt, diesem Hochziel stets so weit als möglich nachzustreben. Denn Endzweck aller Bemühungen des Menschen als geistiges Wesen sei und bleibe die Wahrheit und die Erkenntnis seiner Bestimmung. Damit hatte der große Humanist aus unseren Tagen den geistigen Anschluß an die Welt der Griechen und der Goethezeit wiederhergestellt. Was wundert es, daß er im III. Reich oft nicht verstanden, aber bei seinem Tod 1963 noch viel weniger gewürdigt wurde? An der Universität Tübingen, wo er nach dem Zusammenbruch bis zu seinem Tode lehrte, ist es stattdessen nun

der Altphilologe Walter Jens, der das große Wort als arbiter elegantiarum führt und — von Bert Brecht angefangen — jeden Salonbolschewismus und aesthetischen Nihilismus mit Pauken und Blechtrommeln propagiert. Von diesem ohrenbetäubenden, proletenhaften Ge-Böll wurde schon zu seinen Lebzeiten der geistige Adel Goethe-Humboldts übertönt, aus dem Spranger gelebt hatte.

Nicht umsonst hat Kant über die Erkenntnistheorie, dargestellt in der „Kritik der reinen Vernunft", die Ethik gestellt, die uns verpflichtet, das Wahre und das Gute um ihrer selbst willen anzustreben, auch dort, wo wir es erkenntnistheoretisch nicht mehr entscheiden können.

Mit diesen Worten und Ausblicken sei der Standort angedeutet, von dem allein sowohl die Darstellung wie auch das Urteil über den Verlauf des 20. Juli 1944 bei unserer Zeit- und Erlebnisnähe versucht werden darf.

Am Stil erkennt man bereits Geist und Charakter des Autors

Die erste Vorbedingung ist: der Gestalter muß den vorbehaltlosen Willen zur Wahrheit und Gerechtigkeit bereits im Stil und der geistigen Höhenlage seiner Arbeit erkennen lassen.

Ein Teil der Tatzeugen lebt ja noch und kann die Aussagen, die über sie gemacht werden, jederzeit nach-

prüfen. Es kommt also darauf an, ob sie und die Berichte auch glaubwürdig sind. Der erste Ausweis dafür wird dadurch erbracht, ob die Berichter damals nahe genug am Geschehen standen — auf welcher Seite ist gleichgültig —, oder ob sie sich im Nachhinein in Positionen drängten und Mitspracherechte erschlichen, die sie weder damals noch heute zu einer echten Aussage befähigen.

Wenn sich damals bezeugte Haltung und heute vorgegebenes Bekenntnis unvereinbar widersprechen, kann zumindest eine der Verlautbarungen angezweifelt werden, vielleicht müssen es sogar beide.

So erinnere ich mich persönlich an das Eintreffen eines Obersten auf dem Gefechtsstand Major Remers im Vorzimmer von Goebbels gegen Mitternacht des 20. Juli 1944, der uns durch sein aufdringliches Gebaren — er bekam die zum „deutschen Gruß" erhobene Hand kaum mehr herunter — und seine allzu lautstarke Verurteilung des Attentates, das uns in seiner Abgründigkeit und Perspektive damals noch gar nicht aufging, zumindest peinlich berührte. Der Offizier entpuppte sich als ein Oberst Wolfgang Müller, zur Kennzeichnung von seinen nicht gerade seltenen Namensgenossen kurz „Vorschriften-Müller" genannt, weil er eine Zeit lang in der Abteilung „Dienstvorschriften" im OKH gearbeitet hatte. Die Heeres-Dienstvorschriften waren bekannt durch ihren hervorragenden, der Materie an-

gemessenen und daher knappen, sachlichen Stil. Umso erstaunter war ich nach 1945, ein Buch vom gleichen Autor zu lesen, das wohl als erstes den „20. Juli" zum Thema hatte und nur wegen dieser Voreiligkeit verdient, in Hinsicht auf Stoff und Autor beleuchtet zu werden. Denn jetzt waren die an jenem Abend so betont verurteilten Personen auf einmal Helden und Heilige, und uns, den damals Gelobten, denen er sich äußerst zackig und ohne Distanz auf Dienstrang geradezu devot vorstellte, erkannte er im Buch nicht einmal mehr den Rang eines Offiziers zu und belegte uns mit Titeln, von denen der eines „braunen Schulterstückträgers" noch die erste Stufe einer bewußten Diffamierung darstellt, deren Skala sich dann in den Nebeln von Mördergehilfen verliert, ohne daß sie ein Ende absehen läßt.

„Le style c'est l'homme même", formulierte in Paris der französische Naturforscher Georges Louis Buffon bei seiner Aufnahme in die Französische Akademie 1753; „der Stil verrät den Menschen". Dieses Wort ist wohl heute auf Wolfgang Müller, den Autor des ersten und stilistisch schlechtesten Buches, geschrieben mit dem Zweck-Untertitel „Wider eine neue Dolchstoßlegende", anwendbar. Und noch ein anderer Rückschluß drängt sich auf: bei dem großen Abstand zwischen dem Stil der Produkte aus seiner Abteilung, eben den Heeres-Dienst-Vorschriften, die uns jungen Germanisten auf der Uni-

versität als Vorbild der sprachlichen Gestaltung einer spröden Materie galten und an deren Exaktheit wir damals die verblasenen und bis zur Unverständlichkeit überhitzten Textproben des Expressionismus, aber auch die unterkühlten Beispiele einer mißverstandenen „Neuen Sachlichkeit" maßen, blieb es ein Rätsel, wie der Mitarbeiter in dieser Abteilung als eigener Autor dermaßen schlecht schreiben und bei der Formung eines Stoffes so jämmerlich versagen konnte. Allein die sprachliche Mißgestalt — vom unbewältigten inneren Problem sei gar nicht erst geredet — hat den Autor und sein Buch aus jeder ernst zu nehmenden Bibliographie über dieses Thema seit Jahren verschwinden lassen. Aber seine dort niedergelegten Daten und Bewertungen tauchen in den „Tatsachen-Berichten" der Massenmedien heute noch auf. Ein Oberst muß es ja wissen, meinen die antimilitaristisch eingestellten Zivilisten unserer Meinungsmache — und holen sich für diesen Bereich bei ihm Rat.

Aus anderem seelischen Herkommen — und dennoch in mancher Beziehung damit verwandt — ist die Darstellung, die Otto John glaubte, am 20. Juli 1952, also am 8. Jahrestag, im „Parlament" geben zu müssen. Gestützt auf die ihm aus Washington überlassenen Mikrokopien der Tatberichte aller Beteiligten und in der vermeintlichen Sicherheit, diese blieben ihm allein zugänglich, veröffentlichte der damals oberste Verfas-

sungsschützer seine Darstellung des Ablaufs der Ereignisse an jenem Schicksalstag. Meine Einwände und die Aufforderung zur pressegesetzlich vorgeschriebenen Berichtigung glaubte er damit abgetan zu haben, daß er unsere eigenen Grundlagen ins Feld führte. Da der Unsinn und die tendenziöse, fehlerhafte Auswertung der Quellen so offen zu Tage traten, erbat ich eine Ablichtung meines eigenen Tatberichtes, den ich bei der Kapitulation vernichtet hatte. Aber John hat ihn mir bis heute vorenthalten. Die Veröffentlichung in den „Kaltenbrunner-Berichten" und im „Parlament" 1955 dagegen bewiesen Johns Ausdeutung der Quellen als wissenschaftlich leichtfertig und falsch, bestätigten aber meine Darstellung, wie ich sie erstmals 1950 in Wien und dann 1958 im vorliegenden Buch „Zwischen Eid und Befehl" gegeben habe. So sah ich mich gezwungen, seit der 3. Auflage dieses Tatzeugenberichtes meine Auseinandersetzung mit Otto John, die durch seinen Ausflug nach Berlin-Ost nicht weitergeführt werden konnte, als Anhang abzudrucken. Der Leser möge selbst entscheiden, wer nun der Wahrheit näher kommt, der einstige Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz oder ich, der ich ja auf mein Gedächtnis angewiesen war und mich innerlich gegen die Flut der Tendenzdarstellungen behaupten mußte, als ich meinen Bericht fertigte. Ich überlasse es dem Urteil der Geschichte und der Wissenschaft, zu entscheiden, wer bei

dieser Methode, die Wahrheit zu finden, geflunkert, gekniffen oder gar versagt hat.

Es ist nun nicht die Absicht oder gar der Sinn dieses Nachwortes, die wichtigsten Darstellungen kritisch zu werten. Ein solches Unternehmen wäre allein bei Buchtiteln schon uferlos. Bereits im Hinblick auf meine Person, also beim ersten methodisch induktiv nur gangbaren Schritt, kommen die abstrusesten Widersprüche und Fehler vor. Hätte ich alle die Orden, Ehrenzeichen sowie Dienst- und Parteiränge besessen, die mir allenthalben angedichtet wurden und werden, Hermann Göring könnte posthum noch neidisch auf mich sein. Einmal wurde mir das „Goldene Ehrenzeichen der Partei", ein andermal das „Deutsche Kreuz in Gold" in der Phantasie überhitzter Autoren nachträglich „verliehen".

Ich habe mich gegen eine Auszeichnung, es ging um das Ritterkreuz, persönlich mit der Begründung gewehrt, daß ich für mein Verhalten in der tragischen Stunde des deutschen Soldaten keinen Orden annähme. Auch Major Remer drückte es ähnlich, aber in seiner Soldatensprache handfest aus, als er die Verleihung der Schwerter zum Ritterkreuz mit Eichenlaub (die beiden ersten Stufen des Ritterkreuzes zum Eisernen Kreuz trug er bereits in Würdigung seines Einsatzes an der Ostfront) wörtlich ablehnte: „Ich nehme keine militärischen Orden und Ehrenzeichen an für eine Tat, bei der ich hinterher nicht einmal meine Pistole reinigen mußte."

Der Ursprung des „20. Juli 1944“ im soldatischen Bereich und seine Auswirkungen bis heute

Mit diesen Bemerkungen sind wir in den soldatischen Bereich eingetreten, in dem sich der 20. Juli 1944 vornehmlich vollzog und aus dem allein seine eigentliche Problematik, sowohl seine Abgründigkeit, als auch sein Versagen können voll erfaßt werden. Sämtliche Darstellungen und Kommentare seit der Kapitulation sind Versuche, Täter und Ereignisse im nachhinein zu glorifizieren und ihren Fehlschlag damals in einen postkatastrophalen Sieg umzudeuten, der die Täter zumindest zu Märtyrern macht, die dann zu Vorbildern erhoben werden können. Ihr menschliches Versagen und die falschen Voraussetzungen, die sie selbst scheitern lassen mußten, werden fahrlässig, wenn nicht gar bewußt unterschlagen oder falsch gedeutet und bestenfalls entschuldigt, anstatt, daß man sie klar, eindeutig und nüchtern feststellt. Künstlich gewobene Legenden, das zeigte das Beispiel Horst Wessel, haben keinen Bestand.

Es seien nur einige wenige Hauptpunkte angedeutet, die zu falschen Schlüssen und Folgerungen führten:

a) dilettantische Anlage des Attentates,

b) falsche Einschätzung des deutschen Soldaten,

c) die kämpfende Truppe stand geschlossen hinter Adolf Hitler und zu ihrem Eid,

d) Überbewertung der seelisch-geistigen Einstellung des

Widerstandes und Übertragung seiner Haltung auf die allgemeine Mentalität des deutschen Volkes im 5. Kriegsjahr,

e) Kameradenmord,
f) das Fehlen des Selbstopfers, ohne den ein bestehender Eid nicht aufgehoben werden kann.

Dilettantische Anlage des Attentates

Als unabdingbare Voraussetzung und Initialzündung für den Aufstand am 20. Juli 1944 war die Beseitigung Adolf Hitlers gedacht. Stauffenbergs Unternehmen ist nur eines in seiner längeren Kette von Anschlägen auf das Leben des Führers. Die Beschreibung jedes Mißlingens ergeht sich in bedauernden Berichten darüber, welche kleinen Zufälle die Verschwörer jeweils um den Erfolg in letzter Sekunde brachten. Bei Schlabrendorffs als Cognacflasche getarnter und ins Flugzeug geschmuggelter Bombe war es die Flughöhe und die dadurch bedingte Temperatur, die angeblich eine Zündung vereitelte; im Zeughaus kam ein vorgesehener Attentäter nur um wenige Minuten zu spät. Ein andermal sagte Hitler eine Besichtigung kurzfristig ab, im Bürgerbräukeller hatte er den Versammlungsraum vorzeitig verlassen. In „Wolfsschanze" endlich detonierte die Bombe in seiner unmittelbaren Nähe, tötete und verwundete verschiedene Teilnehmer der Lagebesprechung, — nur er selbst, das eigentliche Ziel, blieb fast unverletzt.



Bild 11

Bild 12

Bild 13

Wie konnte jeder dieser Anschläge mißlingen? Es seien hier schon, entgegen den bedauernden Ausflüchten der bisherigen Kommentare, grundsätzliche Feststellungen getroffen. Einmal: Deutsche Soldaten „arbeiten" nicht mit Bomben. Das sind Balkan-Methoden, — und selbst der Mörder von Sarajewo, Gavrilo Princip, schoß auf den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gattin mit Pistolen. Zum anderen besorgen Soldaten sich nicht die Munition vom Feind, mit dem man im Kampf auf Leben und Tod steht. So mußte sich der Widerstand selbst durch Stauffenberg belehren lassen, die einzige Hilfe der Engländer sei ihr Sprengstoff gewesen, — und der habe versagt.

Der folgenschwerste Fehler jedoch, längst vor der Initialzündung, war die Praeambel, die dann die Verkündigung des Aufstandes einleiten und die Übernahme der Befehlsgewalt durch das Heer begründen sollte. Um dem deutschen Volk über Rundfunk ein Attentat auf Adolf Hitler in der damaligen Lage überhaupt erst klar zu machen, griff man zur Lüge, der Führer sei einem Attentat durch die SS erlegen, die Wehrmacht hätte sein Erbe angetreten und gehe gegen die SS vor. Zu diesem Zweck hätte das Heer die Regierungsgewalt übernommen. Auf solchen Lügen — Tod Hitlers und angebliche Anmaßung der Vollzugsgewalt durch den 4. Wehrmachtsteil, die nun durch das Heer wieder beseitigt werde — glaubte man, aufbauen zu können!

Der Widerstand glaubte, für sich das Recht des Eidbruches und des soldatischen Ungehorsams in Anspruch nehmen zu dürfen, verlangte aber im gleichen Augenblick vom Untergebenen blinde Ausführung seiner Befehle und rechnete mit einem Kadavergehorsam, den bereits Scharnhorst, Clausewitz und Gneisenau verabscheuten, als sie ihr Volksheer aus selbstverantwortlich handelnden deutschen Soldaten geistig konzepierten, — und wofür sie im Lager der Reaktion schon damals als „Jakobiner" verschrieen und verdächtigt wurden. Der militärische Widerstand gegen Hitler hatte sich nicht zuletzt in Kreisen gebildet, denen ein Einbruch der sozialistischen Gedanken in das innere Gefüge der deutschen Wehrmacht vom Anfang an größtes Unbehagen bereitet hatte.

Der durch Arbeitsdienst, HJ und SA geprägte deutsche Soldat des II. Weltkrieges ließ sich aber nicht zu blindem Gehorsam zwingen und gegen seine Überzeugung leiten. Das sozial befriedete und geeinte deutsche Volk und seine neue Wehrmacht dachten und fühlten anders als jener Rest eines reaktionären Offizierskorps, der sich im Widerstand gegen Hitler zusammenfand.

Dieser geistig-seelische Rückstand mußte sich am 20. Juli 1944 der überwältigenden Mehrheit von Soldaten und Offizieren gegenüber erkennen, die nicht

seiner Meinung waren. Es ist eine postkatastrophale Verdrehung der Tatsachen, wenn heute die Mentalität des damaligen deutschen Soldaten so dargestellt wird, als hätte er den „Widerstand“ und seine Tätigkeit nur deshalb nicht als Erlöser und Heilsbringer begrüßt, weil er einerseits nichts von seiner Existenz und seinen Motiven gewußt hätte, andererseits es aber unter der Knute der „innerdeutschen Gewaltherrschaft“ nicht wagte, sich aufzulehnen. Diese Behauptungen sind postkatastrophale Legenden, die aufgestellt wurden, um das Versagen am 20. Juli 1944 zu entschuldigen, und die durch die Konditionalismen von „hätte“, „was wäre geworden, wenn“ und andere irreale Traumspielereien im Bestreben, die historische Wahrheit zu verschleiern, heute weitergesponnen werden.

Geschichte vollzieht sich als Schichtung des pragmatischen Geschehens, aber nicht als Erfüllung von Wunschträumen. Auch die geistigen Grundlagen müssen klar und wahr sein, soll auf ihnen ein sauberes Geschichtsbild aufgebaut werden. Mit jeder Tat fügen wir unser Schicksal; „Glasperlenspielereien“ und Überlegungen aus Sandkasten-Manövern sind Angelegenheit von Besserwissern auf dem Rückweg vom Rathaus, das man bekanntlich gescheiter verläßt, als man es auf dem Hinweg aufsuchte. Bedauernde Kommentare, Seufzer über nicht eingetretene Ereignisse oder Flüche gegen anders denkende und handelnde Personen enthüllen

sich als Entschuldigungsversuche von „rückwärts gewandten Propheten“ und sind ihnen angemessen, haben aber mit Geschichte und ihrer klaren, nüchternen Darstellung und Unerbittlichkeit nichts zu tun.

Die kämpfende Truppe stand geschlossen hinter Adolf Hitler und zu ihrem Eid

Wenn daher die summarische geistige Ablehnung des nationalsozialistischen Gedankenaufbruchs, wie sie heute zum alleinigen Tabu erhoben wird, in der Rückschau auf den 20. Juli 1944 schon auf die gesamte deutsche Wehrmacht rückgeblendet wird, so ist dies eine Fälschung. Die überwältigende Mehrheit der deutschen Soldaten stand geschlossen hinter ihrem obersten Befehlshaber und fühlte sich an den Eid gebunden, den so viele Kameraden mit dem Tod in diesem Augenblick bereits besiegelt hatten.

Der grundsätzliche Unterschied zwischen Fronttruppe und den Dienststellen des Ersatzheeres darf nicht übersehen werden. Der Widerstand wurde in der Etappe geboren, nicht an der kämpfenden Front. Dort ergriff er nur wenige Soldaten, die von Generalen wie Tresckow, Lindemann u. a. geführt wurden. Im Kampfgebiet selbst hatte man keine Zeit oder Gelegenheit, etwa auf die Waffen-SS eifersüchtig zu sein und Ressentiments gegen sie wegen angeblich besserer Bewaffnung oder Verpflegung zu nähren. Dort wußte man nur

eines: die am Abend zuvor seitlich angelehnte Division des neuen vierten Wehrmachtteiles stand auch am nächsten Morgen noch dort, und die Verbindung brauchte nicht erst wieder neu aufgenommen zu werden, — weil sie ja niemals zuvor abgerissen war.

So hatte sich im Lauf des Krieges eine Kameradschaft zwischen Heer und Waffen-SS an der Front gebildet, von der man im frontfernen „Widerstand“ nichts ahnte, als man die irreführende Praeambel zum Aufruf formulierte. Alles an der ersten Verlautbarung war also unwahr: „Der Führer ist tot“ war eine Falschmeldung, der Aufstand der SS eine durch nichts begründete Zwecklüge, die sich in der Welt der dann folgenden Tatsachen keinen Augenblick hätte aufrecht erhalten lassen. Die beabsichtigte Verwirrung kann mit solchen Verdrehungen der Wahrheit niemals erreicht, allenfalls ein Blutbad in den eigenen Reihen angerichtet und ein allgemeiner Bürgerkrieg damit ausgelöst werden.

Die Verschwörer erlagen der eigenen Fiktion von Gegensätzen innerhalb der Wehrmacht, die sie sich erträumt hatten, die aber, wenn sie zu Anfang wohl bestanden, im Verlauf des Krieges längst ausgeglichen wurden und nun überwunden waren. Es liegt ein verwandtes Problem mit der Lagebeurteilung der Emigranten zu Grunde: beide Gruppen waren aus der lebendigen Weiterentwicklung ausgeschert, als sie sich in die Gegnerschaft gedrängt sahen. Der äußere Emigrant

nimmt das Bild seiner alten Heimat mit sich in die Fremde und konserviert es in der neuen Umgebung. Der „innere Emigrant" verschließt sich ebenfalls vor der Weiterentwicklung seiner alten Umgebung, der er sich selbst mit jedem Tag immer mehr entfremdet. So begreifen beide ihren einstigen Bruder und späteren Gegner nicht mehr; sie zielen mit ihren Maßnahmen bereits psychologisch von verschiedenen Standpunkten aus an ihm vorbei.

Fehlbeurteilung der Lage

Zu dieser falschen Beurteilung der Lage und ihrer Wirkungsmöglichkeit aus dem eigenen Lager, zur Fehleinschätzung der gegenseitigen tatsächlichen Kräfte-Verhältnisse kommen nun grundsätzlich verschiedene Auffassungen zu Kardinalfragen. Die erste ist die nach dem Widerstandsrecht im Kriege überhaupt. Ist es nicht Aufgabe des Soldaten, alle Kräfte in sich zu vereinen und zu steigern, um den Sieg zu erlangen? Hat nicht, im militärischen Sektor, die gesamte Generalität bis auf die Ausnahme Beck sich diesem Gesetz erst einmal durch ihren freiwillig geleisteten Eid unterworfen? Witzleben wurde mit dem Marschallstab ebenso für den Sieg seiner Heeresgruppe im Frankreichfeldzug ausgezeichnet, wie Rundstedt, Brauchitsch und Sperrle oder Milch ihn für ihre Bewährung im Dienste Adolf Hitlers erhielten und auch annahmen!

Hat sich nicht Halder selbst in seiner Tendenzschrift „Hitler als Feldherr" (wohlverstanden nach 1945!) den größten Bärendienst erwiesen, wenn er die erfolgreichen Feldzüge in Polen und Frankreich für sich in Anspruch nahm und dann seinen obersten Befehlshaber als „Gröfaz" (größter Feldherr aller Zeiten) verächtlich zu machen suchte, da er sich erst in dem Augenblick von ihm wandte, als das Kriegsglück ihn verließ? Von Halder möchte man, verführt von seinem eigenen „Rechtfertigungsbericht", annehmen, er habe sich als Mephisto getarnt — aber Ritterkreuz, Beförderungen und Dotationen ganz gern angenommen. Vor Beck muß man Achtung haben, als er sich entschloß, Hitler den Dienst aufzusagen. Halder war genau so gut und tief eingeweiht wie jener seit der Stunde, da er das Amt des Generalstabschefs in der Nachfolge Becks antrat. Und so lange alles gut ging, machte er nicht nur mit, sondern schiebt heute die Schuld an der Niederlage überhaupt seiner Außerdienststellung zu.

Doch auch dies ist noch eine Vordergrundfrage. Über und hinter ihr erhebt sich für den Soldaten *das Problem des Ungehorsams und Widerstandes im Kriege überhaupt*. Wiegt für ihn nicht der Hochverrat in dieser Lage doppelt schwer, und wird er nicht grundsätzlich zum Landesverrat? Hier sei auf meine Rede in Bad Boll noch einmal hingewiesen und Rommel als die tragische Figur des deutschen Soldaten beschworen.

Als hochdekorierter Frontoffizier des 1. Weltkrieges — er war für die Erstürmung des Monte Matajur an der Italienfront mit dem „Pour-le-mérite" ausgezeichnet worden — hatte er die soldatische Notzeit in der Reichswehr erlebt. Von Haus aus Infanterist, erkannte er neben Manstein und Guderian als erster die revolutionierenden Möglichkeiten der Panzerwaffe in einem späteren Krieg. Während des Polenfeldzuges war er Kommandant des Führerhauptquartiers und stand in ständigem Kontakt mit Hitler. Mit Goebbels verband ihn eine auf beiderseitiger Hochachtung gegründete Freundschaft. So ließ ihn auch Hitler nicht fallen, als das Afrika-Unternehmen verloren ging.

Als ihn am 20. April 1944 (ausgerechnet an Hitlers Geburtstag) Stauffenberg für die Pläne des Widerstandes gewinnen wollte und ihn deshalb in seinem Hauptquartier in La Roche Guyon aufsuchte, lehnte er die Teilnahme an der Verschwörung mit der für den Infanteristen bezeichnenden Formulierung, die aus seinem klassischen Werk „Infanterie greift an" genommen sein könnte, ab: „Während eines Angriffes schießt man den Kompanieführer nicht ab." Er beschwor Stauffenberg, seine Aufstandspläne bis nach dem Krieg aufzuschieben, zumindest sie in der augenblicklichen Phase zu begraben und auf seine Mitverschworenen in diesem Sinn einzuwirken. Und Stauffenberg versprach es!

Rommel wußte also vom Widerstand, konnte sich aber

durch Stauffenbergs Antwort beruhigt wähnen. Rommel hat damit gegen das Militärstrafgesetzbuch verstoßen, das den Mitwisser einer Verschwörung im Fall der unterlassenen Meldung auch als Mit-Verschwörer ansieht. Er hatte aus Kameraderie nicht gemeldet. Hat nun Stauffenberg und sein Kreis auch Rommel auf dem Gewissen? Eine zweite Unterredung Stauffenbergs mit Rommel ist nicht bekannt geworden, in der jener dem Marschall sein Wort zurückgegeben hätte.

Hitler, seelisch gebrochen vom Attentat, das er physisch zwar überlebte — wer ihn kurz zuvor und danach erlebte, brauchte kein Psychologe oder gar Psychotherapeuth zu sein, um dies bei der flüchtigsten Begegnung schon festzustellen —, verlangte ein Gerichtsverfahren gegen seinen populärsten und berühmtesten Feldherrn. Als einzigen Ausweg schickte er ihm den Schierlingsbecher. Rommel nahm das Gift — nicht anders als Sokrates. Er erkannte den Schuldspruch an — und besiegte damit sein Gericht.

Ob er richtig gehandelt hat? Jedenfalls hat er dem deutschen Volk, das ohnehin in den Erschütterungen des Zusammenbruchs der Fronten stand, die Tragödie einer Hochverratsverhandlung vor dem Volksgericht erspart. Vielleicht sogar mehr: er bewahrte den Initiator der Tragödie, die am 20. Juli 1944 ausbrach und von Stauffenberg mit dem Leben besiegelt wurde, vor einer nochmaligen Bloßstellung. Rommel erwies sich

noch im Tod als der überragende Kamerad, der sich vor seinen einstigen Offizier stellte, obwohl dieser sein zumindest am 20. April gegebenes Wort, wonach er sich der Ansicht des Marschalls beuge und in diesem Sinn auf seine Mitverschworenen einwirken wolle, nicht gehalten oder es zurückgegeben hatte.

Kameradenmord

So löste Rommel auf höchster Ebene und in einsamsten Entschluß die Frage, die bei sämtlichen Attentatsversuchen übersehen oder übergangen wurde: das Problem des Kameradenmordes.

Carl Zuckmayer hatte nach dem Krieg einen lauten Erfolg mit seinem Schauspiel „Des Teufels General". An ihm kann jedoch sowohl die Unfähigkeit des Autors zu einer echten Tragödie in soldatischen Bereichen, als auch das Unverständnis des damaligen Publikums, unser Schicksal in der jüngsten Vergangenheit als ein tragisches Verhängnis zu begreifen, klar gemacht werden. Das Stück zerfällt in einen Casino-Klamauk im ersten Akt und eine Schwarz-Weiß-Malerei im weiteren Verlauf der Handlung. Der General Harras als Titelheld ist nur ein polternder und saufender Landsknecht; die einzige Person, in der ein wirklich tragischer Konflikt angelegt werden könnte, ist der Ingenieur Oderbruch. Aber so, wie ihn der Autor der „Katharina Knie", des „Fröhlichen Weinbergs", des „Hauptmanns von Köpe-

nik“ oder des „Kalten Lichts“ zeichnet, wird dieser Flugzeugkonstrukteur zum simplen Kameradenmörder, der die von ihm gebauten Apparate fluguntauglich macht und nur von der Erde aus zuschaut, wie die von ihm sabotierten Flugzeuge mit ihren Piloten vom Himmel fallen. Er selbst aber bleibt auf dem sicheren Boden.

Hier ist nun das harte Wort vom Kameradenmörder gefallen. Der Freiherr Axel von dem Bussche war bereit, sich selbst in dem Augenblick in die Luft zu sprengen, wenn Hitler bei der Besichtigung neuer Uniformen in seine Nähe käme. Eine solche Haltung und Bereitschaft ist untadelig und einwandfrei. Aber eine als Cognacflasche getarnte Bombe in das Führerflugzeug zu schmuggeln und selbst nicht mitzufliegen, ähnelt stark dem Oderbruch zuckmayerscher Prägung. Dasselbe gilt für Stauffenberg. Alle Entschuldigungen, er sei unentbehrlich für den Fortgang der Operation in Berlin gewesen, oder, mit drei Fingern könne man keine Pistole ziehen (aber den doppelten Mechanismus von Entsicherung und Zündung einer Bombe auslösen!), erweisen sich doch als postkatastrophale Ausreden. Wenn die ganze Verschwörung und das Gelingen des Aufstandes von der Energie und der geistigen Dynamik eines einzigen Mannes abhängen, dieser aber vom zentralen Ereignis — und das ist nun einmal das Selbstopfer! — entbunden wird, so kann eben der Aufstand nicht ent-

fesselt werden. Denn einen Eid, den Hunderttausende von Soldaten an der Front mit ihrem Tod besiegelt haben und an den sich Millionen gebunden fühlten, kann man nur beseitigen, wenn der erste, der sich zum Eidbruch aufgerufen fühlt und der auch den Eidträger aus der Welt schaffen muß, diese seine Tat mit dem Opfer des eigenen Lebens sühnt. Aber am 20. Juli 1944 fand sich kein Selbstopfer! Dies mußte auch Beck wissen, der nach Behauptungen überlebender Widerständler Stauffenberg befahl, lebend aus der „Wolfsschanze" zurückzukehren.

Und damit bestand für uns der Eid. Die von den Verschwörern bewußt vernebelte Lage konnte durch ein einziges Ferngespräch geklärt werden — und das gesamte Frontheer und sämtliche, mir allein in Berlin begegnenden Truppen und ihre Kommandeure wurden durch den Hinweis auf bestehenden Eid und den lebenden Eidhalter in ihre beschworene Willensrichtung zurückgedrängt, oder besser gesagt, sie entschieden sich selbst spontan zu dieser Haltung.

Wenn man heute in den Kirchen zur nachträglichen Entbindung vom Eid auf Adolf Hitler aufruft, so ist dies ein typischer Nachvollzug im größeren Zusammenhang einer Verschleierung der geschichtlichen Tatsachen. Bei meiner Vereidigung als Soldat im September 1935 in Stettin bei den Pionieren standen die Wehrkreispfarrer beider Konfessionen getreulich Pate, und es wäre

für sie heute noch eine Beleidigung, wollte man an ihrer Überzeugung zweifeln. Es ist dieselbe Sachlage, die sämtliche österreichischen Bischöfe unter Kardinal Innitzer im Frühjahr 1938 freimütig und einhellig den Anschluß ihres Landes an das Reich begrüßen und ihre Gläubigen zur gleichen Haltung aufrufen ließ. Und wie war es mit den Dankgebeten für die Errettung Hitlers aus der Gefahr nach dem 20. Juli 1944? Sollten sie wirklich nur Heuchelei gewesen sein?

Der deutsche Soldat des zweiten Weltkrieges nahm seinen Eid blutig ernst und erfüllte ihn ohne Hintergedanken. Vor dieser Gesinnung fiel der Putsch in seiner unzulänglichen Anlage zusammen wie ein Kartenhaus.

Folgerungen

So ergibt sich die das augenblickliche Dilemma klärende Schlußfolgerung, die allein durch die Lösung der festgefahrenen und verhärteten Seelenlage auch in die Zukunft weisen kann. Der 20. Juli 1944, so wie sein Gedächtnis heute gepflegt wird, darf keine seelische Grundlage für eine neue deutsche Bundesverteidigung bilden.

Nach diesen, hier nur flüchtig und fragmentarisch angedeuteten Grundsätzen wird es schon deutlich, daß die Vertreter des Widerstandes nicht die alleinigen Vorbilder für eine neue deutsche Wehrmacht werden

können. Man kommt in der Festigung des sittlichen „Inneren Gefüges“ nicht weiter, und das liegt zum großen Teil darin beschlossen, daß man auf der völlig einseitigen Verherrlichung des „Widerstandes“ am 20. Juli 1944 beharrt und für die andere Seite im gewaltigen Spiel der Tragödie bestenfalls mitleidiges Bedauern, meistenteils aber verteufelnde Verdammung und Verachtung aufbringt. Aus diesem künstlich vertieften und offen gehaltenen Graben wächst jedoch kein neues Leben. Er ist aber auch keine Grundlage für eine „innere Führung.“

Geschichte ist die Darstellung des Lebensvollzuges eines Volkes. Alles andere ist postkatastrophale Rechthaberei, sowie, daraus geboren, Streit um Dogmen und Prinzipien. Wir müssen jedoch zu einer überhöhenden Sicht auf die Tragik unserer jüngsten Geschichte kommen. Die Bereitschaft zu einer solchen Geschichtsschau scheint mir aus den Worten des Erlanger Universitätsprofessors Joachim Schoeps zu erklingen, der als erster, so weit ich sehe, auch dem eidgetreuen Soldaten und damit meinen Kameraden und Gesinnungsgefährten das Recht unseres Handelns zubilligt, wenn er sagt: „Die Gerechtigkeit gebietet aber auch, noch ein kurzes Wort über die Motive jener Männer auf der Gegenseite zu sagen, die ebenfalls ehrenwert gewesen sind.“ Nachdem er dann die Kernstellen aus meinem Tatzeugenbericht über den 20. Juli 1944 zitiert hat, besonders

die Stelle und die Folgerungen aus dem Fehlen des Selbstopfers, sagt er: „Daran ist manches wahr. Also nicht nur die Verschwörer, auch die gegen Hitler loyal gebliebenen Offiziere, die den Eidbruch ablehnten, können ethischen Maßstäben standhalten. Beide Seiten blieben verstrickt in das gleiche Schicksal und in das gleiche Unheil."

Ich möchte abschließend dazu ergänzen, was ich 1950 in meiner Rede vor der Evangelischen Akademie in Bad Boll am Tage der Besinnung der deutschen Soldaten gesagt habe. Damals waren wir schon soweit, daß wir eine Höhensicht auf die Ereignisse glaubten gewonnen zu haben. Aber das durfte nicht sein, und die Zeit seither erscheint eher wie eine Auslieferung der Tragödie an besserwissende Kritikaster und eifernde Pharisäer, sowie eine Herabzerrung und Minderung auf deren Begriffsbasis.

In jedem denkenden Deutschen lebt ja auch ein Stück seines alten Schulmeisters. Dieser hatte uns gelehrt, die Prinzipien und Merkmale einer echten Tragödie an den Werken von Aischylos bis Kleist und Hebbel festzustellen und von Arbeiten mit geringerem geistig-seelischen Tiefgang haarscharf und sofort zu unterscheiden. Wenn aber das Leben selbst uns einmal als ungeheure Tragödie überfällt und uns in ihr Geschehen hineinreißt, uns zum Handeln, zur Bewahrung und zur Schuld zwingt, dann versagen wir und verfallen jeder

plattesten und oberflächlichen Ausdeutung des Tages und ihrer Helfer bei der Meinungsbildung, ihren „Tagelöhnern" und „Tagedienern", oder wie das daraus wörtlich hergeholte Fremdwort dann heißt: den „Journalisten".

Diese allerdings hatten keinen Willen und auch kein Organ für meine Mahnung vor den letzten Folgerungen, zu denen sich der Gedanke des Hochverrates für den Soldaten im Augenblick des Krieges steigert; denn der Soldat hat dem eigenen Volk zum Sieg zu verhelfen, nicht aber das Geschäft des Feindes zu besorgen. Aus hochverräterischen Erwägungen wachsen in Kriegszeiten allzu gern landesverräterische Taten. Der Soldat jedoch ist nicht Diener des Feindes, sondern Bewahrer des eigenen Volkes und Retter in seiner Not. So stehen wir heute noch wie damals vor der eigentlichen Bewältigung jenes Tages, und ich bitte um Verständnis dafür, daß ich meine Mahnung wiederhole, denn sie ist heute notwendiger als damals, als ich sagte:

„Dieser Krieg hat über jeden in ihn Verstrickten Furchtbares ausgegossen. Daß er uns aber, wie kaum eine Generation vor uns, in diese greifbar nahen Schicksalsbezüge hineinriß, sodaß wir, ein jeder an seinem Platz, im Kleinen oder Großen, als Allgemeinheit aber im Ganzen handelnd und behandelt, eine unerhörte Tragödie mit wachen Sinnen, gleichzeitig auch mit blutendem Herzen durchlebten, mag uns alle über das

Ungeheure erheben und, wie in jeder echten Tragödie, mit dem Schicksal aussöhnen. Denn, wenn wir in wachem Erkennen die Katharsis in uns bereiten, dann soll keine Zumutung umsonst gewesen sein, die uns zum Handeln in diesem oder jenem Sinne aufrief.

Wir müssen uns aus den Verstrickungen in der Vergangenheit befreien, indem wir versuchen, eine neue und höhere Ebene zu ersteigen. Erst in dieser Sicht und mit ihren neuen Einsichten dürfen dann die Fragen gestellt werden, die in den bisherigen Arten der Rückschau stets zu einer Verhärtung der Fronten führten. Erst der Blick nach vorn und die Verantwortung vor dem Morgen, frei von Ressentiment und Rechthaberei im verschütteten und unter Trümmern begrabenen Gestern, läßt eine Begegnung aller Träger des einstmals auferlegten Schicksals in neuer schöpferischer Freiheit zu. Und hier erscheint auch der Soldat, der seinen Eid hielt, als gleichberechtigter Gesprächspartner für den einstigen Gegner, der aus Last der Verantwortung und höherer Einsicht glaubte, seinen Eid brechen zu müssen. Wer vermag wohl heute schon das Gewissen jener Soldaten zu erforschen, die sich, in höchster Verantwortung stehend, eben aus tieferen Einsichten zu ihrem Eidbruch befohlen sahen, weil sie glaubten, mit diesem Bruch des Gelübdes den drohenden Zusammenbruch des Volkes aufhalten zu können?

Es mag ein jeder seine Taten aus dieser höheren

Rückschau auf die Ereignisse dahingehend prüfen, ob er zu seiner Handlung mit reiner Hand und freiem Gewissen trat. Dann können sich diese Hände auch gegenseitig, und das bedeutet in unserem Anliegen im eigentlichen Sinn „von der Gegenseite her!", heute wieder ergreifen, wenn sich beide Partner zu höheren Einsichten durchgerungen haben."

Erst auf dieser Stufe hat das Soldatentum wieder einen hohen schöpferischen Sinn und damit seinen gerechten Platz im Gefüge des Volkes. Denn darauf kommt es doch wohl an: wir müssen eine neue Volksordnung schaffen, die allen Deutschen die Möglichkeit gibt, in sozialer Gerechtigkeit und sittlicher Freiheit unser reiches Leben als Kulturnation im Zusammenspiel mit den anderen Mächten der Erde zu entfalten.

Anhang

Beispiel einer zeitgeschichtlichen Dokumentation

Warum und auf welche Weise werden bis heute die irreführenden und falschen Darstellungen über den 20. Juli 1944 in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit kolportiert?

Zum 8. Jahrestag des Attentats erschien die Zeitung „Parlament" in Bonn als große Sondernummer. Dort fühlte sich der damalige Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Dr. jur. Otto A. W. John, bemüßigt, auf Grund von „Akten-Studien" den Ablauf der Ereignisse darzustellen, womöglich sogar festzulegen für die fernere Behandlung in der Öffentlichkeit.

Soweit meine Person und Tätigkeit berührt wird, konnte ich die Fragwürdigkeit entweder seiner „Quellen", oder die Leichtfertigkeit ihrer Auswertung bereits auf Anhieb feststellen. Ich teilte dies dem verantwortlichen Hauptschriftleiter der Zeitung, Royce, mit und forderte eine Berichtigung. Anstatt seiner pressegesetzlich vorgeschriebenen Pflicht nachzukommen, gab der Chefredakteur mein Schreiben an seinen Informanten, den damals noch allmächtigen obersten Verfassungsschützer, dem er es damit überließ, die Panne auszubügeln, ohne daß seine Zeitung ihr Gesicht verlöre oder die in ihr vorgeschriebene Marschroute verlassen werden müßte.

Johns Darstellung der „Tatsachen" hatte gelautet: (Die Zahlen stehen nicht in Johns Bericht und werden eingefügt, um den Vergleich mit der nachfolgenden Berichtigung zu erleichtern).

„Es gab beim Wachbataillon „Großdeutschland", das in Döberitz bei Berlin lag (1) und unter dem Befehl des damaligen Majors Remer stand, einen Reserveleutnant Dr. Hans Hagen. Hagen war im Zivilberuf Referent im Propaganda-Ministerium (2) und Mitarbeiter des „Völkischen Beobachters". (3) Er war im Osten verwundet (4) und deshalb zum Wachbataillon kommandiert worden. Er tat aber keinen Dienst, sondern war u. k. gestellt (5) und hielt sich in Bayreuth auf, um im Auftrag Bormanns eine nat.-soz. Literatur-Geschichte zu schreiben. Nach seinem eigenen Bericht vom 21. Juli 1944 begab sich Hagen am 16. Juli von Bayreuth nach Berlin, um, wie er schreibt, am 19. Juli im Harnack-Haus in Dahlem „eine Gedenkstunde für den an der Ostfront gefallenen nat.-soz. Dichter Haro Trüstedt (6) abzuhalten". Als Hagen in Berlin angekommen war, hatte er eine Eingebung. Er rief bei Remer an, um seine Anwesenheit in Berlin zu melden; denn Remer war ja sein militärischer Vorgesetzter. (7) Bei diesem Telephongespräch erklärte sich Hagen bereit, die Gelegenheit seiner Anwesenheit in Berlin zu benutzen, um dem Wachbataillon einen Schulungsvortrag zu halten. (8) Es wurde vereinbart, daß Hagen

am 20. Juli um 15 Uhr vor den Unterführern des Wachbataillons über nat.-soz. Führungsfragen sprechen sollte. (9) Am 20. Juli gegen 14 Uhr ging Hagen mit einem Kollegen aus dem Propagandaministerium, Dr. Benatzky, (10) durch die Dorotheenstr. nach dem Bahnhof Friedrichstr., um von dort aus nach Döberitz zu fahren. (11) Als die Beiden in der Nähe des „Wintergartens" waren, sah Hagen zufällig einen General im Wagen vorbeifahren und sagte zu Benatzky: „Haben Sie gesehen? Brauchitsch! Was tut der in Uniform in Berlin? Der ist doch abgesetzt." (12) Benatzky hatte dem vorbeifahrenden General keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Es war auch gar nicht Brauchitsch. Aber Hagen war davon überzeugt. Und dieser Irrtum sollte verhängnisvolle Auswirkungen haben. (13)

Hagen trennte sich auf dem Wege zum Bahnhof Friedrichstraße von seinem Begleiter und fuhr zu seinem Vortrag nach Döberitz. (14) Als der Vortrag gegen 16 Uhr beendet war, begab sich Hagen mit Remer in dessen Dienst-Wohnung, „um das im Vortrag behandelte Thema zu vertiefen." (15) Kaum hatten sich die Beiden in Remers Behausung niedergelassen, als der Adjutant, Leutnant Siebert, eintrat (16) und meldete, daß der Stadtkommandant von Berlin, General v. Hase, die sofortige Inkraftsetzung des Befehls „Walküre" angeordnet habe und daß Major Remer sofort

zum General befohlen sei. Der Befehl „Walküre“ bedeutete höchste Alarmstufe. Remer gab sofort die zur Mobilisierung nötigen Befehle, überließ Hagen sich selbst mit der Bemerkung, daß der Befehl militärischen Ausnahmezustand bedeute, und raste 5 Minuten später in einem Wagen nach Berlin in die Stadtkommandantur, um dort die Befehle seines Generals entgegen zu nehmen.

Unterdessen war Hagen sich selbst überlassen. (17) Während er über die Ursachen und Auswirkungen des „Walküre“-Befehls nachdachte, schoß ihm plötzlich die Vorstellung durch den Kopf, daß er zwei Stunden vorher den abgesetzten Feldmarschall v. Brauchitsch in voller Uniform im Wagen hatte vorbeifahren sehen. (18) Militärischer Ausnahmezustand und gleichzeitig Anwesenheit von B. in Berlin machten Hagen stutzig. Gegen 17 Uhr kam Remer zurück und rief seine Offiziere zu einer Besprechung zusammen. (19) Hagen durfte als Reserve-Offizier teilnehmen. Remer eröffnete ihnen, daß der Führer „verunglückt und wahrscheinlich tot“ sei, daß deshalb mit Unruhen zu rechnen sei und daß das Wachbataillon den Schutz des Regierungsviertels zu übernehmen hätte. (20) Als Remers Offiziere sich abgemeldet hatten (21), drang Hagen auf ihn ein: „Da stimmt etwas nicht. Ich habe heute mittag Brauchitsch in voller Uniform durch die Stadt fahren sehen. Wir müssen die Lage bei Goebbels klären“. Remer ließ

sich zunächst nicht irre machen und entgegnete, für ihn seien die Befehle seines Generals maßgebend und er würde sie ausführen. (22) Hagen ließ nicht locker. Schließlich erklärte sich Remer bereit, Hagen ein Motorrad zur Verfügung zu stellen, um zum Propaganda-Ministerium zu fahren. Unterdessen setzte Remer befehlsgemäß die motorisierten Voraus-Einheiten des Wachbataillons auf Berlin in Marsch. „Vorher", so sagte Hagen in seinem Bericht, „gaben Remer und ich uns noch die Hand, daß für uns nur der Führer und, wäre er tot, nur sein hinterlassener Wille gelten dürfe."

Kurz nach 17 Uhr stürzte Hagen in das Vorzimmer von Goebbels und erklärte dem dort diensttuenden Regierungsrat Dr. Heinrichsdorff: (23) „Ich bin weder verrückt noch besoffen, aber ich muß sofort den Minister sprechen." Heinrichsdorff konnte nur erwidern, daß der Minister sich in seiner Privatwohnung in der Hermann-Göring-Straße 20 befinde. Auf weiteres Drängen von Hagen rief Heinrichsdorff bei Goebbels an. Goebbels beorderte Hagen zu sich. Als er ins Zimmer trat, empfing ihn Goebbels gelassen und freundlich lächelnd mit den Worten: „Na, Dr. Hagen, was bringen Sie?" Hagen offenbarte in großer Erregung seine Ahnungen über ein eigenmächtiges Eingreifen von Brauchitsch. „Goebbels", so berichtete Hagen, „stand auf und sagte: „ Das ist doch unmöglich!" (24) — „In diesem Augenblick", berichtet Hagen weiter, „rollte unten

gerade eine auf Panzerkraftwagen verlastete Kompanie vorbei", Hagen machte Goebbels darauf aufmerksam und fügte hinzu, daß Remer das Wachbataillon auf Berlin in Marsch gesetzt habe. Nun ließ Goebbels die Maske fallen und bekannte, (25) daß ein Attentat auf den Führer verursacht worden, aber mißlungen sei. „Was können wir tun," fragte Goebbels und sprach mit seinen Mitarbeitern Schach, Steeg und Dr. Hamel. „Wir müssen den Remer herholen", erklärte Hagen. Goebbels war einverstanden. Als Hagen davoneilen wollte, rief Goebbels ihn zurück: „Ist der Remer auch sicher?" — „Jawohl, Herr Minister, hundertprozentig!" (26)

Als Hagen an das Brandenburger Tor kam, traf er dort auf die 1. Kompanie. Ritterkreuzträger Oberleutnant Blumenthal erklärte Hagen auf Befragen, daß Major Remer in der Stadtkommandantur, Unter den Linden 1, seinen Gefechtsstand eingerichtet habe. (27) In der Stadtkommandantur erfuhr Hagen, daß Remer sich gerade beim General v. Hase befände, um den Vollzug der Absperrung des Regierungsviertels zu melden. Es war kurz nach 17.30 Uhr. Hagen stürzte die Treppe zum Zimmer des Generals hinauf. „Vor dem Zimmer bin ich zurückgeschreckt," berichtet Hagen, dann sah ich auf der Treppe die Leutnants Siebert und Buck. (28) Diese beauftragte ich, an Remer heimlich zu übermitteln, daß er sofort zu Goebbels kommen solle. Wenn Remer innerhalb 20 Minuten nicht bei

Goebbels sei, so würde angenommen, daß er gewaltsam zurückgehalten würde. (29) Dann würde die Stadt-Kommandantur von der SS gestürmt, um ihn zu befreien". Darauf raste Hagen zu Goebbels zurück.

Noch ehe Remer die Nachricht von Hagen übermittelt bekommen hatte, hörte er zwischen Vorzimmer und Zimmer des Generals v. Hase, wie der Oberleutnant Schöne zu Hase bemerkte: „Goebbels wird nicht vom Wachbataillon „Großdeutschland", sondern durch eine Abteilung vom Streifendienst verhaftet." (30) Es war aber trotzdem nicht diese Bemerkung, die Remer zu einer Aktion veranlaßte. Erst als ihm anschließend die geheime Nachricht von Hagen übermittelt wurde, faßte er einen Entschluß und schlich sich aus dem Zimmer. (31) Vor der Stadtkommandantur sagte er noch zu einem seiner Offiziere: „Jetzt geht es um meinen Kopf." Dann fuhr er, begleitet von Leutnant Buck, (32) zu Goebbels. Dort traf er gerade 2 Minuten vor Ablauf der von Hagen gesetzten Frist ein. Hagen erwartete Remer am Hauseingang. Goebbels empfing ihn mit der Frage: „Sind Sie überzeugter Nationalsozialist?" (33) Nachdem Remer die Frage bestätigt hatte, klärte Goebbels ihn über die Lage auf und verlangte eine sofortige telefonische Verbindung mit dem Führer. Goebbels sprach kurz mit Hitler und reichte dann Remer den Hörer: „Der Führer will mit Ihnen sprechen." Der Inhalt des Gesprächs ist im Bericht von

Remer nicht wiedergegeben. Jedenfalls erhielt Remer den Befehl, jeden Widerstand zu brechen. Zum Schluß sagte Hitler nach Remers Bericht: „Sie sind mir solange direkt unterstellt, bis Himmler in Berlin eintrifft." Kaum hatte Remer begriffen, daß er selbst mit Hitler gesprochen hatte, forderte Goebbels ihn auf, zu seinen Soldaten zu sprechen. Dazu fühlte sich Remer jedoch nicht in der Lage. (34) Goebbels tat dies schließlich selbst und hielt eine Ansprache an die Kampfgruppe, die in seinem Garten zusammengezogen war. Es war inzwischen kurz nach 19 Uhr geworden. Remer ordnete die Kampfgruppen seines Bataillons neu und ließ die Lage erkunden. (35) Auf seinen Befehl schickte der Oberstleutnant Gehrke (36) die von außerhalb Berlins auf dem Fehrbelliner Platz eintreffenden Truppen, die die Stadt besetzen und gegen die SS sichern sollten, in ihre Standquartiere zurück. (37) Bald danach wurde Remer von Oberstleutnant Schlee gemeldet, daß der Sitz der Verschwörer im OKW in der Bendlerstraße sei. Nunmehr ließ Remer den gesamten Gebäude-Komplex des OKW abriegeln. (38) Kurz nach 22 Uhr drang er mit der Kampfgruppe Schlee in das Hauptgebäude widerstandslos ein.

Dort hatten Hitler-treue Offiziere Stauffenberg und seine Mitverschworenen bereits überwältigt, nachdem sie sich vergewissert hatten, daß Hitler nicht tot war. General-Oberst Fromm, der von den Verschwörern

abgesetzte Oberbefehlshaber des Ersatz-Heeres, hatte das Kommando im OKW bereits lange vor dem Eintreffen Remers wieder übernommen und auch schon ein Standgericht abgehalten. Auf seinen Befehl mußte die Kampfgruppe Schlee Stauffenberg, General Olbricht, Oberst Merz von Quirnheim und Ltn. v. Haeften, den Adjutanten von Stauffenberg, im Innenhof erschießen, die übrigen Verschwörer verhaften. Bald danach traf Himmler in Berlin ein und übernahm den Oberbefehl. Remer war wieder nur ein Major. Am nächsten Tag wurde er von Hitler zum Oberst befördert (39) und von Goebbels als Held des Tages gefeiert.

Wenn man sich den tatsächlichen Ablauf der Ereignisse am 20. Juli in Berlin und ihre Zusammenhänge vergegenwärtigt, (40) dann sucht man vergeblich nach Handlungen Remers, welche die Behauptung rechtfertiden könnten, Remer habe den Staatsstreich gegen Hitler verhindert und das deutsche Volk vor einem Blutbad bewahrt. Irgend ein anderer Offizier oder Soldat des Wachbataillons könnte mit dem gleichen Recht, wie Remer für sich, beanspruchen, dem Ablauf der Ereignisse am 20. Juli die entscheidende Wendung gegeben zu haben, z. B. der Gefreite Voegtle, der das Motorrad gesteuert hat, auf dem Hagen zu Goebbels gefahren ist. Remer hat am Tage des Attentats nur erteilte Befehle ausgeführt. Kein Mensch hat je daran gedacht, ihm deshalb einen Prozeß zu machen. (41) Aber wenn

Remer heute einen politischen Anspruch geltend macht, legitimiert ihn sein Verhalten am 20. Juli dazu nicht. Er war an jenem Tag nicht einmal ein entscheidendes Werkzeug beim Ablauf der Ereignisse. Denn, nachdem das Attentat mißlungen und die Verschwörer in der Bendlerstraße selbst bereits ohne jedes Zutun von Remer durch hitlertreue Offiziere überwältigt waren, hatte Remer gar keine Möglichkeit mehr, entscheidend gegen die Verschwörer einzugreifen."

Meine Einwände hatten folgenden Wortlaut:

Fehler und tendenziöse Entstellungen in Johns Bericht

So viel Sätze, so viel Fehler mußte ich beanstanden, sodaß sich der dokumentarische Wert dieses Berichtes von selbst aufhebt und seine vorgetäuschte Bedeutung als Geschichtsquelle ad absurdum geführt wird.

1.) Das Wachbataillon „Großdeutschland" lag nicht in Döberitz, sondern in Berlin-Moabit, Rathenowerstraße 10. Was sollte auch eine Wach- und Einsatzgruppe 35-45 km außerhalb der Reichshauptstadt?

2.) Hagen war im Zivilberuf Literar-Historiker, Kunstgeschichtler und Musikwissenschafter. Er war ins Ministerium von der Wehrmacht aus kommandiert.

3.) Hagen war niemals Mitarbeiter am „Völkischen Beobachter", dagegen kulturpolitischer Berater der

Wochenzeitschrift „Das Reich". (Ein „ganz kleiner" Unterschied).

4.) Hagen war nicht im Osten verwundert worden, sondern diese erste schwere Verletzung datierte aus der Marne-Aisne-Schlacht im Frankreichfeldzug am 9.6.40.

5.) Hagen war nicht u.-k. gestellt, sonst hätte er doch am 20. Juli 1944 nicht in voller Uniform erscheinen und handeln können. U.-k. gestellte Reservisten trugen bekanntlich keine Uniform.

6.) Haro Trüstedt als „nat.-soz. Dichter" zu bezeichnen, ist mehr als absurd. Sein Buch „Sprung in die Sonne" war verboten. Niemand wagte es, für Tr. ein letztes Wort zu sprechen — deshalb sprang H. ein.

7.) Es bedurfte keiner „Eingebungen", Hagen zu veranlassen, bei seiner Ankunft in Berlin seinen militärischen Vorgesetzten „anzurufen". Hagens erster Weg in Berlin war selbstverständlich zu seiner militärischen Dienststelle.

8.) Hagen hielt keine „Schulungs-Vorträge" (das war Angelegenheit des NS-Führungsoffiziers), sondern er berichtete stets über die militärische Lage, wozu er als Teilnehmer an der Ministerkonferenz im Propa-Min. besser geeignet war. Offiziere und Unterführer des Wachbataillons erfuhren auf diese Weise Dinge, die nicht in die Öffentlichkeit kamen.

9.) Um einen solchen Vortrag, d. h. Lagebericht, ging es auch am 20. Juli.

10.) Wie kommt man durch die Dorotheen-Straße zum Bahnhof Friedrichstraße?

11.) Was sollte Hagen in Döberitz? Er fuhr zum Lehrter Bahnhof — Stadtbahn.

12.) Es war doch Brauchitsch, wie dessen Vernehmung später ergab.

13.) Die Frage Brauchitsch oder nicht, ist kein „Irrtum", — aber sekundär.

14.) Hagen fuhr am 20. Juli nie nach Döberitz, sondern zur Rathenowerstraße.

15.) Der Vortrag war bereits um 15.00 Uhr beendet.

16.) Das anschließende Gespräch fand zwischen Siebert und Hagen statt. Remer ging ins Post-Stadion-Bad.

17.) Hagen war nie sich selbst überlassen, sondern sofort als Ord.-Offizier eingeteilt, nachdem er sich im Augenblick des Alarms selbstverständlich seinem Kommandeur zur Verfügung stellte.

18.) Die Erinnerung an Brauchitsch kam ihm erst in der Offiziers-Besprechung.

19.) Remer war bereits um 16.45 Uhr wieder zurück. Die Stunde Unterschied konnte er sparen, weil er nicht von Döberitz, sondern von Moabit fuhr.

20.) Siehe Antwort Nr. 17.

21.) Während der Offiziersbesprechung bat Hagen seinen Kommandeur, ihn für einen Augenblick unter vier Augen sprechen zu dürfen.

22.) Remer zögerte keinen Augenblick, die Lage-

Erkundung bei Goebbels durchführen zu lassen, es bedurfte keiner Überredung.

23.) Der persönliche Referent des Ministers hieß Dr. Heinrichsdorff.

24.) Das Wachbataillon war nie auf Panzerkraftwagen verlastet. Simple Lkw.

25.) Das Gespräch fand ursprünglich unter vier Augen statt. Steeg, Schach und Hamel wurden später informiert, aber nicht konsultiert.

26.) Das Wort vom „hundertprozentigen“ Remer ist nie gefallen. Hagen antwortete auf Goebbels Frage, ob Remer auch sicher sei: „Herr Minister für meinen Kommandeur meinen Kopf.“

27.) Die Auskünfte über den Gefechtsstand Remers gab Ltn. Gees, der im Kasernement zurückgebliebene Führer des Meldekopfes.

28.) Wovor sollte Hagen, einmal in der Kommandantur, zurückschrecken?

29.) Die Lage-Übermittlung durch Siebert und Buck (nicht Buch!) ging keineswegs auf „Schleichpfaden“ vor sich, wurde sogar auf Befehl Remers vor dem General von den beiden wiederholt.

30.) Hase sagte zu Remer, daß Goebbels noch verhaftet werden müsse, Remer bat, diesen Befehl ihm nicht zu übertragen, weil Goebbels Protektor der Division „G.D.“ und ihm diese Aufgabe nicht kavaliersmäßig sei.

31.) Remer meldete sich ordnungsgemäß ab, um die Zernierung zu überprüfen.

32.) Auf der Fahrt zu Goebbels begleitete ihn sein Adjutant, Ltn. Siebert.

33.) Umgekehrt: Remer verlangte das Ferngespräch mit dem Führer.

34.) Remer war wohl in der Lage, zu seinen Soldaten zu sprechen. Aber er hatte im Augenblick anderes zu tun. Ansprache Goebbels 3 Stunden später.

35.) Ansprache Goebbels erst beim Dunkelwerden, gegen 21 Uhr.

36.) Aktion Gehrke ein zufälliges Satyr-Spiel, parallel laufend ab 22 Uhr.

37.) Schlee war Oberleutnant und Eichenlaubträger.

38.) Schlee hat an diesem Tag keine Aktion mit Remer zusammen getätigt.

39.) Die Beförderung Remers war am 1. August, rückwirkend zum 20. Juli.

40.) Mit dem „Tatsächlichen Ablauf" haben Johns Darstellungen wenig zu tun.

41.) Gegen Hagen lief vom 11.—14. März 1949 vor einem Senat der Hauptkammer München ein groß aufgezogener Prozeß wegen seines Eingreifens am 20. Juli. Gegen Remer hat die VVN ein Verfahren wegen Vergehens gegen die Menschlichkeit in Hannover anhängig gemacht, wozu die Zeugenvernehmung im Dezember 1949 getätigt wurden."

Johns Antwort und Ausflüchte

Dr. Otto John, in der Unangreifbarkeit seines Amtes, glaubte, mich mit folgendem Brief abspeisen zu dürfen und damit auch die ganze Angelegenheit für das „Parlament“ als Instrument der öffentlichen Meinungsbildung erledigen zu können:

Köln, den 9. 8. 1952

Sehr geehrter Herr Dr. Hagen!

Ihr an die Zeitung „Das Parlament“, zu Händen von Herrn Hans Royce, gerichtetes Schreiben vom 22. Juli nebst Anlagen ist mir von Herrn Royce zur Stellungnahme übergeben worden.

Zunächst möchte ich annehmen, daß die Feststellung in Ihrem Brief vom 22. Juli, es befände sich „auch nicht ein fehlerloser Satz“ in meinem Artikel, doch sicherlich nicht ernst zu nehmen ist. Dieser Ton wäre eigentlich ein hinreichender Grund, auf Ihren Brief überhaupt nicht einzugehen. Da Sie aber der Wahrheitsfindung dienen wollen, möchte ich Ihnen doch einiges dazu sagen.

Mein Artikel beruht auf

1.) einem von Ihnen unter dem Datum des 16. 10. 1944 in Bayreuth geschriebenen und persönlich unterzeichneten Tatbericht „Meine Tätigkeit als Verbindungsoffizier des Wachbataillons Großdeutschland zum Reichsministerium für Volksaufklärung und

Propaganda am 20. Juli 1944“ (5 1/2 Schreibmaschinenseiten),

2.) einem von Herrn Remer am 22. Juli 1944 verfaßten Bericht mit der Überschrift „Der Ablauf der Ereignisse am 20. 7. 1944, wie ich sie als Kommandeur des Wachbataillons Großdeutschland erlebte“ (8 1/4 Schreibmaschinenseiten),

3.) einem Bericht des Oberleutnants und Kompaniechefs Schlee vom 23. Juli 1944 unter der Überschrift „Dem Wachbataillon Großdeutschland Bericht“ (3 3/4 Schreibmaschinenseiten).

Die Originale dieser Berichte fanden sich mit Begleitschreiben und anderen dienstlichen Berichten über den 20. Juli bei den Akten Bormanns, die zurzeit in Washington liegen. Photokopien davon befinden sich in meinem Besitz.

Zu ihrer dem Schreiben vom 22. Juli beigefügten „Berichtigung“ habe ich folgendes zu sagen: zu *Seite 1:*

1) Es ist richtig, daß es statt Döberitz Moabit heißen muß.

2) Es mag sein, daß Sie nicht im Osten, sondern im Westen verwundet worden waren. Das erscheint mir aber nicht wesentlich. Daß Sie so schwer verwundet sind, bedaure ich aufrichtig, wie ich jeden aufrichtig bedauere, der sich subjektiv gutgläubig für den sogenannten Führer und seine Halunken geopfert hat.

3) Es erscheint mir nicht wesentlich, ob Sie formell uk gestellt waren, sondern daß Sie, wie Sie zugeben, zur Zeit tatsächlich keinen militärischen Dienst taten.

4) Aus ihrem Bericht ergibt sich eindeutig, daß Sie bei der Gedenkfeier für Haro Truestedt, die in einem anderen Bericht auch als Gedenkstunde bezeichnet wird, die *Gedenkrede* gehalten haben.

zu *Seite 2:*

1) In Ihrem Bericht heißt es: „Wie immer, wenn ich die letzte Woche des Monats in Berlin bin, sagte ich mich beim Wachbataillon für einen Vortrag über Führungsfragen und politischen Lagebericht vor dem Unteroffizierskorps an." Daß ich dies als eine „Eingebung" bezeichne, bedarf wohl keiner Berichtigung. Ich sehe aber auch nicht ein, wieso es Ihre „soldatische Pflicht" war, „einen Vortrag über Führungsfragen und politischen Lagebericht vor dem Unteroffizierskorps" zu halten. Im nationalsozialistischen Jargon ist die Kennzeichnung als „Schulungsvortrag" durchaus angebracht.

2) Sie schreiben in Ihrer „Berichtigung": „Es war Brauchitsch, der ... mir begegnete, und angeblich hat Brauchitsch dies bei der Gestapo später bestätigt. Ich habe mich mit Generalfeldmarschall von Brauchitsch nach dem Kriege sehr ausführlich über den 20. Juli ausgesprochen und ihm dabei auch Ihre

Darstellung gezeigt. Er hat mir persönlich bestätigt, daß er an diesem Tage überhaupt nicht in Berlin war.

3) Da es richtig Moabit statt Döberitz (s. oben) heißen muß, mag Ihr Fahrtziel Lehrter Stadtbahnhof durchaus den Tatsachen entsprechen.

4) Sie schreiben in Ihrem Bericht: „Ich sprach, wie befohlen, von 15 bis 16 Uhr zur Lage und zu *NS*-Führungs-Fragen." (Also doch Schulungsvortrag!) „Der Kommandeur des Wachbataillons, damals Major Remer, hörte sich den Vortrag mit an und bat mich nach Beendigung in seine Dienstwohnung, wo wir die angeschnittenen Probleme noch in gegenseitiger Aussprache vertiefen wollten."
Die Zeitberechnung mit Ihrer „Berichtigung" stimmt auch deshalb nicht, weil ich sie an Hand der Zeit auf dem Fernschreiben, die von der Bendlerstraße ausgeschickt worden sind, überprüfen kann. Da Sie aber selbst in Ihrem damaligen Bericht geschrieben haben, daß Sie von 15—16 Uhr gesprochen haben, erscheint mir meine Zeitangabe die richtigere.

zu *Seite 3:*

1) Sie schrieben damals: „Kurz nach 16.10 Uhr kam, vom Adjutanten, damals Leutnant Siebert, gemeldet, das Alarm-Stichwort „Walküre" durch. Major Remer *bat* mich zu bleiben und *befahl* dem Adjutanten, alle Vorbereitungen zum Alarm des Batail-

lons anlaufen zu lassen." Ich sehe also keinen Grund, in dieser Hinsicht meine Darstellung zu berichtigen. Schließlich ist es ja auch selbstverständlich, daß Remer als Kommandeur, wenn er auch schon sofort zum General v. Hase sich begeben mußte, die zur Mobilisierung erforderlichen Befehle gab. Daß Sie damals „sofort eine Funktion als Ordonanz-Offizier" hatten, widerspricht der Feststellung in Ihrem damaligen Bericht, daß Herr Remer Sie bat, zu bleiben.

2) Wenn Sie auch bei der Alarmierung des Regiments mitgewirkt haben mögen, nachdem Sie von Herrn Remer *gebeten worden waren zu bleiben,* so geht doch aus Ihrem Bericht hervor, daß Sie dennoch auch *gedacht* haben, denn Sie sprechen in Ihrem damaligen Bericht davon: „... überdachte ich die Mitteilung von Major Remer: ‚Die Regierungsgewalt hat die Wehrmacht übernommen' ".

3) Ihre heutige Angabe, daß die Offiziersbesprechung um 16 Uhr begann, entspricht nicht Ihren damaligen Angaben und auch nicht den zeitlichen Feststellungen, die aus den anderen Berichten zu entnehmen sind.

zu *Seite 4:*

1) Wenn Sie, wie Sie in Ihrer „Berichtigung" schreiben, als Angehöriger des Offizierskorps wie alle anderen Reserveoffiziere an der Besprechung *selbstverständ-*

lich teilnehmen mußten, dann war es wohl überflüssig, daß Herr Remer Sie ausdrücklich gebeten hat zu bleiben, wie Sie in Ihrem damaligen Bericht schrieben.

2) Es muß richtig anstatt „Panzerkraftwagen" entsprechend Ihrem damaligen Bericht heißen: „eine auf Lkw verlastete Kompanie des Bataillons". (‚verlastete Kompanie' finde ich übrigens einen scheußlichen Ausdruck).

zu *Seite 5:*

1) Daß Sie die genaue Orientierung darüber, wo sich Remer zum Zeitpunkt befand, nicht von Oberleutnant Blumenthal, sondern von Leutnant Gees erhalten haben, erscheint mir nicht wesentlich. In Ihrem damaligen Bericht schreiben Sie jedenfalls von einer Unterhaltung mit Oberleutnant Blumenthal, nicht ohne dabei hervorzuheben, daß „Oberleutnant Blumenthal wie auch alle anderen Offiziere und Unteroffiziere sofort auf meine Weisung eingingen."

2) Sie schreiben in Ihrem damaligen Bericht: „Gegen 18 Uhr (es kann auch etwas später gewesen sein) betrat ich die Kommandantur."

   Da ich annehmen muß, daß die Zeitangaben in Ihrem damaligen Bericht exakter sind, als Sie dies heute aus der Erinnerung anzugeben vermögen, bleibe ich dabei, daß meine auf Ihrem damaligen Bericht beruhenden Zeitangaben richtig sind.

3) Die Funktionen von Oberstleutnant Gehrke sowie die Meldung von Oberleutnant Schlee (wie sie von mir dargestellt worden sind) sind nach Ihrer Auffassung angeblich falsch. Ich möchte Ihnen dazu sagen, daß die diesbezüglichen Darstellungen auf den damaligen Berichten von Herrn Remer und Herrn Schlee beruhen.

Sie werden nunmehr einsehen, daß ich meinen Bericht nicht nur „einen dokumentarischen Anstrich" gegeben habe, sondern die maßgebenden Zeitdokumente aus der Zeit tatsächlich studiert und benutzt habe. Daß Sie glauben „um der Wahrheit willen die Unrichtigkeit beinahe jeden Satzes feststellen zu müssen", sehe ich Ihnen gern nach, da Sie ja wohl nicht ahnen konnten, daß ich im Besitz dieser und vieler anderer Dokumente über den Ablauf des 20. Juli bin.

Zum Abschluß ist noch folgendes klarzustellen: Sie beziehen meinen Satz „Kein Mensch hat je daran gedacht, ihm deshalb einen Prozeß zu machen" auf sich persönlich. Wenn Sie meinen Artikel noch einmal ohne Erregung durchlesen, werden Sie feststellen, daß sich dieser Satz ganz eindeutig und ausschließlich auf Herrn Remer bezieht.

Falls ich von Ihnen immer noch nicht richtig verstanden sein sollte, möchte ich nochmals klarstellen: Mit meiner Darstellung in dem Artikel „Remer und der 20. Juli 1944" verfolgte ich die Absicht, ebenso wie

Sie der Wahrheitsfindung zu dienen und die historischen Tatsachen auf Grund der vorliegenden historischen Dokumente der Öffentlichkeit richtig zur Kenntnis zu bringen. Insbesondere verfolgte ich die Absicht, dabei klar zu machen, daß Herr Remer am 20. Juli nicht die Rolle gespielt hat, mit der er sich nachträglich brüstet, insbesondere, daß ohne Ihr Eingreifen Remer wahrscheinlich die Befehle von Hase ausgeführt hätte. In einem „Vermerk für Herrn Reichsleiter Bormann", in dem zu dem Bericht Remers vom 22. Juli 1944 Stellung genommen wird, heißt es, nachdem das Verhalten Remers am 20. Juli angezweifelt worden war: „... nach Auffassung des Reichssicherheitshauptamtes hat sich R. (Remer) einwandfrei verhalten. Es darf aber nicht übersehen werden, daß der damalige Leutnant Hagen ein sehr wesentliches Verdienst daran habe, daß die Angelegenheit in Berlin so gelaufen sei". Sie dürfen also diese historische Feststellung von höchster amtlicher Nazi-Stelle zur Kenntnis nehmen, nämlich daß Sie ein *sehr wesentliches Verdienst daran haben,* daß der letzte verzweifelte Versuch, Deutschland vor der totalen Katastrophe zu bewahren, gescheitert ist.

Hochachtungsvoll
Otto John"

Hagens Entgegnung an John

Johns Bemerkung am Schluß, seine Darstellung beruhe ja auf meinem eigenen Tatbericht vom 16. Oktober 1944, der ihm in Fotokopie aus Washington vorläge, ließ mich zu der verstiegenen Bitte gelangen, mir ebenfalls eine Ablichtung meiner damaligen Meldung zukommen zu lassen. Angesichts der Sicherheit, mit der er seine Thesen vorbrachte, und im Trommelfeuer der jahrelangen Tendenzpropaganda beginnt man wohl einmal, am eigenen, bisher intakten Gedächtnis zu zweifeln.

Aber der damalige oberste Verfassungsschützer dachte gar nicht daran, mir Einsicht in seinen Aktenschatz zu gewähren. Während seiner Amtstätigkeit hütete er ihn als willkommenes Mittel zur Einschüchterung. Mein Brief vom 11. September 1952 blieb ohne Antwort. Er hatte gelautet:

„München, den 11. September 1952

Sehr geehrter Herr Dr. John!

Zu meinem eigenen Bedauern komme ich erst heute dazu, ihren Brief vom 9. August zu beantworten. Meine Teilnahme an den Bayreuther Festspielen, sowie Nachwirkungen meiner Verwundungen haben mich abgehalten, es vorher zu tun.

Ich begrüße es dankbar, daß auch Sie der Wahrheits-

findung und der Darstellung dieser Wahrheit dienen wollen. Aus diesem Grunde muß ich Ihnen sagen, daß doch sehr wesentliche Punkte in meiner Berichtigung von Ihnen übergangen werden. Es ist verständlich, daß Sie rein aus dem Studium der Berichte doch manches anders sehen, — vielleicht auch aus Ihrer subjektiven Einstellung zu den Ereignissen anders sehen müssen als ich. Daher die Differenzen, die wir aber versuchen müssen zu überwinden.

Nun zu den einzelnen Berichtigungspunkten:

1.) Den Fehler Döberitz (statt Moabit) geben Sie selbst zu. Satz 2) meiner Berichtigung wird von Ihnen übergangen. Glauben Sie wirklich, daß es zur Zeichnung meiner eigenen Person unerheblich ist, ob ich Soldat war oder nicht? Für mich jedenfalls ist es entscheidend, daß ich keinen Augenblick des Krieges uk. gestellt war. Auch lege ich Wert darauf — und zwar aus Qualitätsgründen — 3.) in der Öffentlichkeit nicht als Mitarbeiter des VB, sondern der Zeitung „Das Reich" zu erscheinen. Desgleichen muß ich darauf dringen, daß mir 4.) keine zivilberufliche Tätigkeit im Propagandaministerium untergeschoben wird. Ich war als Offizier und Fachmann von der Wehrmacht aus dorthin kommandiert. Ihre Darstellung gibt von vornherein Aspekte sowohl auf meine Person, wie auf mein Handeln am 20. Juli, die um der Größe und Tragik dieses Augenblicks willen vermieden werden müssen.

Mir geht es nicht um eine tendenziöse Darstellung der Ereignisse, sondern um die geschichtliche Wahrheit. Was meine Person von mir subjektiv aus gesehen dabei angeht, so ist dies für mich nur insofern von Belang, als ich die Tatbestände und Vorgänge so dargestellt haben will, wie ich sie wirklich erlebt oder gar selbst herbeigeführt habe. Ich habe bis heute keinen anderen Gebrauch davon gemacht, — und meine Rede in Bad Boll am 21. November 1950 kam erst nach mehrmaligem Schriftwechsel mit der Evangelischen Akademie zustande.

Um der Wahrheit willen muß jeder Fehler vermieden werden. Darunter fallen auch Unrichtigkeiten wie die, daß nach Ihrer Darstellung Haro Trüstedt ein nationalsozialistischer Dichter gewesen sei. Ich möchte jetzt nicht auf Einzelheiten weiter eingehen. Meine Beanstandung wegen meiner Verwundungen im Osten (statt in Wirklichkeit im Westen) mögen kleinlich sein, aber sie gehören ebenfalls unter die Forderungen der wahrheitsgetreuen Darstellung. Über meinen Vortrag am Nachmittag des 20. Juli stehen heute noch Zeugen zur Verfügung, u. a. der gewiß unverdächtige Pfarrer Hans Siebert in Nürnberg. Ich war nicht, wie Schlabrenndorff, Vorschriften-Müller oder Gisevius in ihren Büchern behaupten und es die Zeitung „Das Parlament“ wieder im Beitrag von Schlabrenndorff — nicht in Ihrem! — abdruckt, NS-Führungsoffizier. Über die

Frage Brauchitsch oder nicht, hatte ich bei zwei eigens deshalb verfügten Vernehmungen bei der Gestapo bereits Divergenzen. Es müssen in dieser Hinsicht auch noch Aussagen von Brauchitsch selbst beim Aktenmaterial vorliegen.
Sehr geehrter Herr Dr. John, so könnten wir uns noch Satz um Satz weiterstreiten, aber es geht mir nicht um Wortgefechte, es geht mir um die Wahrheit. Ich mache Ihnen deshalb folgenden Vorschlag. Sie überlassen mir Fotokopien der von Ihnen im Brief erwähnten damaligen Berichte. Dann werde ich nach meiner Erinnerung und gestützt durch diese Ihre eigenen Unterlagen einen Bericht verfassen. Denn Sie werden doch selbst zugeben, daß sowohl Sie als Leiter des Amtes für Verfassungsschutz, wie auch ich als eine mit den Vorgängen jener Tage belastete Person, nur ein gemeinsames Anliegen haben dürfen: daß die Wahrheit an den Tag kommt. Schließlich haben Sie ebenso wie ich einmal einen Doktoreid geleistet. Daraus erwächst für Sie als Persönlichkeit des öffentlichen Lebens die gleiche Verpflichtung wie für mich: dieses ungeheure Geschehen der Wahrheit gemäß zu überliefern und zu publizieren.

Deshalb bitte ich nochmals um Überlassung der Fotokopien und grüße Sie mit der Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung als

Ihr

Dr. Hans W. Hagen"

Dieser Tatbericht vom 16. Oktober 1944 erschien erst 1955 in der Dokumentennummer des „Parlaments", also genau ein Jahr später, nachdem Dr. John nach Ostberlin gewechselt hatte. Nun endlich war Gelegenheit, den Tatbericht als Quelle wieder zu erkennen. Meine eigene Darstellung im Tatzeugenbericht, handschriftlich 1950 niedergelegt, erschien dann in Deutschland in Buchform unter dem Titel „Zwischen Eid und Befehl" und erwies sich dadurch weitgehend bestätigt. Das eigene Gedächtnis hatte dem Propagandatrommelfeuer der vergangenen 5 Jahre standgehalten. Er sei hier im Wortlaut angeführt, und dann möge der Leser selbst entscheiden, wohin er besser paßt: als „Quelle" für Johns Flunkereien oder als Unterlage für meine Einsprüche gegen Geschichtsfälscher.

Hagens Tatbericht

„Tatbericht über meine Tätigkeit als Verbindungsoffizier des Wachbataillons „Großdeutschland" zum Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda am 20. Juli 1944.

Ich hatte die Arbeit an meiner im Auftrag des Reichsleiters Bormann zu schreibenden Literaturgeschichte in Bayreuth am 15. Juli unterbrochen, um am 19. Juli im Harnack-Haus in Berlin-Dahlem die Gedenkrede für den im Osten gefallenen Dichter Haro Trüstedt zu halten. Wie immer, wenn ich die vierte Woche des

Monats in Berlin bin, sagte ich mich im Wachbataillon für einen Vortrag über Führungfragen und politischen Lagebericht vor dem Unterführerkorps an. Dieser Vortrag wurde von dem ehemaligen Major Remer auf Donnerstag, den 20. Juli, 15 Uhr festgesetzt.

Ich ging deshalb Donnerstag, den 20. Juli 1944, 14.45 Uhr von meiner Dienststelle Friedrichstraße 172 zum Bahnhof Friedrichstraße. Auf der Höhe des Wintergartens begegnete mir ein offener PKW, in dem sowohl ich als auch mein Begleiter, Reichsamtsleiter Dr. Benatzky von der Dienststelle Rosenberg, den Generalfeldmarschall von Brauchitsch in voller Uniform zu erkennen glaubten. Wir unterhielten uns noch einen Augenblick darüber, wieso dieser z. D. gestellte Feldmarschall zu einer Autofahrt durch Berlin käme, maßen aber der Begegnung keine weitere Bedeutung bei.

Ich sprach, wie befohlen, von 15 bis 16 Uhr zur Lage und zu NS-Führungsfragen. Der Kommandeur des Wachbataillons, damals Major Remer, hörte sich den Vortrag mit an und bat mich nach Beendigung in seine Dienstwohnung, wo wir die angeschnittenen Probleme noch in gegenseitiger Aussprache vertiefen wollten.

Kurz nach 16 Uhr kam, vom Adjutanten, damals Leutnant Siebert, gemeldet, das Alarmstichwort „Walküre" durch. Major Remer bat mich zu bleiben und befahl dem Adjutanten, alle Vorbereitungen zum Alarm des Bataillons anlaufen zu lassen. Er selbst fuhr be-

fehlsgemäß zum Kommandanten von Berlin, damals Generalleutnant von Hase, um die direkten Befehle abzuholen.

Gegen 16.45 Uhr kehrte Major Remer zurück, kreidebleich, und eröffnet dem Adjutanten und mir: „Auf den Führer ist ein Attentat verübt worden. Wir sehen noch nicht klar. Die Regierungsgewalt hat die Wehrmacht übernommen. Wir haben den Befehl, das Regierungsviertel zu zernieren. Es gilt vor allen Dingen, jetzt Ruhe und Besonnenheit zu bewahren." Dann wandte er sich an den Adjutanten: „Ist alles klar zum Alarm?" Siebert: „Jawohl, Herr Major, alles klar, die Offiziere warten im Kommandeurzimmer".

Major Remer bat mich, an der Offiziersbesprechung teilzunehmen. Dort wartete schon ein Oberstleutnant Wolters, der von der Kommandantur Major Remer beigegeben worden war.

Während der Besprechung, die ungefähr eine Viertelstunde dauerte, überdachte ich die Mitteilung von Major Remer: „Die Regierungsgewalt hat die Wehrmacht übernommen." Mich stört die Anonymität, die dem Führergedanken widerspricht. In diesem Augenblick des Überdenkens sah ich den Wagen mit dem vermeintlichen Generalfeldmarschall von Brauchitsch wieder vor mir, ich nahm, noch in der Besprechung, die nebenstehenden Leutnants zur Seite und sagte zu Leutnant Gees: „Kinder, ich habe einen furchtbaren Verdacht.

Hier stinkt's. Ich habe Brauchitsch gesehen. Wenn hier nur nicht geputscht wird." (Zeuge: Leutnant Gees.)

Als nun Major Remer die Besprechung beenden und die Offiziere zu ihren eingewiesenen Plätzen entlassen wollte, nachdem an Hand der Karte die Aufteilung der Kompanien auf bestimmte Straßenzüge vor sich gegangen war, fiel ich ihm ins Wort: „Einen Augenblick, Herr Major, darf ich Sie unter vier Augen sprechen. Ich bitte, alle Herren hier zu lassen".

Major Remer, mit dem mich seit unserer ersten Begegnung Ende April 1944 ein grenzenloses Vertrauen und eine persönliche Freundschaft, gegründet auf gleicher weltanschaulicher Einstellung, verband, gab meiner Bitte nach, und wir gingen ins Adjutantenzimmer. Dort wiederholte ich meinen Verdacht: „Herr Major, ich habe einen furchtbaren Verdacht. Ich habe auf dem Weg hierher in einem offenen PKW Generalfeldmarschall von Brauchitsch in voller Uniform gesehen. Die Formulierung des Befehls über die Übernahme der Regierungsgewalt macht mich auch stutzig." Major Remer sagte: „Mir ist auch nicht geheuer bei der ganzen Sache." Ich schlug ihm darauf vor: „Ich bitte Sie, Herr Major, entlassen Sie mich jetzt aus Ihrem Befehl. Ich brauche nur ein Krad. Ich fahre zu meinem Minister Dr. Goebbels oder zum SD, erkunde dort die Lage und schlage mich auf irgendeine Weise schon wieder zu Ihnen durch. Bis ich komme, führen Sie die Befehle so

aus, wie Sie sie erhalten, damit nicht der geringste Verdacht aufkommt."

Wir gaben uns die Hand, daß für uns nur der Führer und, wäre er tot, sein hinterlassener Wille gelten dürfe. Dann verschwand ich unbemerkt von meinen Kameraden, die im Kommandeurzimmer die Rückkehr von Major Remer erwarteten.

Da bereits alles alarmiert war, hatte ich sofort ein Solokrad, das der Fahrer Gefreiter Vögtle fuhr. Ich befahl ihm, so rasch als möglich ins Propagandaministerium zu fahren, da ich Minister Dr. Goebbels in seinem Arbeitszimmer vermutete. Ich ging ins Ministerium zu Regierungsrat Dr. Heinrichsdorff, der mir von früher her befreundet ist, stürmte in sein Zimmer, schickte die Dame, die zum Diktat bei ihm war, hinaus und sagte: „Haben Sie keine Angst, ich bin weder betrunken noch verrückt. (Beides konnte man nach meiner Erregung annehmen.) „Ich muß sofort den Minister sprechen. Mein Bataillon hat den Befehl, das Regierungsviertel zu zernieren, niemanden, auch keinen Minister, rein- oder rauszulassen. Ich habe Brauchitsch in voller Uniform gesehen. Dem Bataillon wurde mitgeteilt, auf den Führer sei ein Attentat verübt worden, die Regierungsgewalt sei in die Hände der Wehrmacht übergegangen. Ich glaube, hier ist Verrat im Spiel. Ich muß sofort den Minister sprechen."

Unter Hintansetzung aller bürokratischen Bedenken,

meinen Worten glaubend, erwirkte Dr. Heinrichsdorff, daß ich auf schnellstem Wege zum Minister kam. Ich mußte in die Wohnung Hermann-Göring-Straße 20 fahren. Auf der Treppe begegnete mir Oberbürgermeister Steeg und stellvertretender Gauleiter Schach. Nach kurzen Ausweisformalitäten empfing mich der Minister 17.25 Uhr mit den Worten: „Na, Dr. Hagen, was bringen Sie mir?" Ich wiederholte sinngemäß, was ich schon zu Dr. Heinrichsdorff gesagt hatte. Den genauen Wortlaut hat Dr. Goebbels mitgeschrieben. Als ich bei der Wiedergabe des Befehls an das Wachbataillon angelangt war, sprang Dr. Goebbels auf: „Das ist doch unmöglich!" Ich erwiderte: „Bitte, Herr Minister, hier unten rollt gerade eine auf LKW verlastete Kompanie des Bataillons vorbei". Ich konnte daraus entnehmen, daß Dr. Goebbels wohl von dem Attentat unterrichtet war, von dem in Berlin anrollenden Putsch aber noch keine Ahnung hatte.

Dr. Goebbels besprach sich mit Schach, Steeg und Dr. Hamel: „Was machen wir?" Ich schlage vor: „Major Remer holen". Dr. Goebbels: „Jawohl, holen Sie Major Remer". Als ich gehen wollte, faßte er mich am Arm: „Ist Major Remer auch sicher?" Ich erwiederte: „Herr Minister, für meinen Kommandeur meinen Kopf!" Dr. Goebbels: „Gut, holen Sie ihn." Bevor ich nun gehen konnte, wurde noch die Leibstandarte Adolf Hitler alarmiert, aber in Sitzbereitschaft in der

Lichterfelder Unterkunft belassen.

Mit dieser Rückendeckung fuhr ich zurück zu Major Remer. Zuerst zum Wachbataillon. Am Brandenburger Tor unterrichtete ich den Chef der ersten Kompanie, Ritterkreuzträger Oberleutnant Blumenthal, davon, daß alles Verrat sei. Oberleutnant Blumenthal wie auch die anderen Offiziere und Unteroffiziere gingen sofort auf meine Weisungen ein. (Zeuge: der jetzige Hauptmann Blumenthal.)

Beim Wachbataillon erfuhr ich, daß Major Remer seinen Gefechtsstand bereits in der Kommandantur Unter den Linden 1 bezogen hatte. Ich unterrichtete den Leitenden des Meldekopfes im Kommandeurzimmer, Leutnant Gees, von der Lage und trug ihm auf, alle Befehle von sich aus daraufhin zu prüfen, zu ändern, zu unterschlagen oder weiterzugeben, wie sie der neuen Lage entsprächen. Auch Leutnant Gees, ohnehin NS-Führungsoffizier im Bataillon, zeigte wachstes Verständnis und Eingehen auf die Lage, so daß ich beruhigt zur Kommandantur fahren konnte, Major Remer aufzusuchen. (Zeuge: Leutnant Gees.)

Gegen 18 Uhr (es kann auch etwas später gewesen sein), betrat ich die Kommandantur. Auf meine Frage nach dem Gefechtsstand von Major Remer erhielt ich die Meldung: „Im Vorzimmer von General von Hase". Ich rauf, rein ins Vorzimmer. Da hörte ich im Zimmer des Generals diesen mit Major Remer sprechen. Obwohl

General von Hase stets meine politischen Vorträge im Wachbataillon mit angehört und auch anschließend sich eingehend darüber mit mir unterhalten hatte, zuckte ich instinktiv davor zurück, in das Zimmer des Generals zu gehen. Ich verließ das Vorzimmer wieder und traf auf der Treppe die Leutnante Siebert und Buck des Wachbataillons. Ich zog beide in eine ruhige Ecke und klärte sie über die Lage auf.

Leutnant Buck ersuchte ich, dem Major folgende Meldung zu überbringen: „Alles Verrat. Der Führer lebt. Die Regierung ist selbstverständlich in den althergebrachten Händen. Melden Sie Major Remer, er solle sofort zu Dr. Goebbels kommen. Ist er in 20 Minuten nicht in der Wohnung des Ministers, Hermann-Göring-Straße 20, nehme ich an, daß er mit Gewalt hier festgehalten wird. Dann lasse ich die Kommandantur durch die SS stürmen.“ (Zeugen: Leutnante Siebert u. Buck.)

Ich fuhr zurück, hatte vorher Schwierigkeiten, aus der Kommandantur herauszukommen, da mich die Wache nicht kannte. Auf der Rückfahrt zur Ministerwohnung verständigte ich die Kompaniechefs von der neuen Lage und ordnete an, daß auf evtl. einrückende SS nicht geschossen werden dürfte. Ich fuhr zurück zu Dr. Goebbels und meldete ihm die Durchführung meines Auftrages. Dann ging ich vor die Türe, und zwei Minuten vor Ablauf der gestellten Frist bog der Wagen von Major Remer und mit ihm Leutnant Buck, aus dem

Brandenburger Tor kommend, in die Hermann-Göring-Straße ein. Leutnant Buck kam auf mich zu und bat mich, Major Remer zu Minister Dr. Goebbels zu bringen. Zeit 18.55 Uhr.

Damit war der mir selbst auferlegte Auftrag erfüllt. Major Remer erhielt vom Führer den Befehl zur Niederschlagung des Putsches. Wie er es tat, hat die Welt aus dem Munde des Ministers Dr. Goebbels und durch die Anerkennung des Führers erfahren. Ich stellte mich nach Beendigung des Telefongespräches von Major Remer mit dem Führer wieder unter dessen Befehl gegen 19.00 Uhr.

Ich schloß meinen kurzen Tatbericht, den ich 24 Stunden nach dem Putsch niedergeschrieben hatte, mit den Worten, die auch hier den Anschluß an die von Major Remer durchgeführte Niederwerfung des Verrats geben sollen:

> Ich mache diese Meldung aus zwei Gründen: einmal gegen mich selbst, da ich als Soldat gegen den Befehl gehandelt habe, indem ich mich nach Aufkommen meines Verdachtes, der sich als richtig erwies, außerhalb des Befehls stellte und auf eigene Faust die Verbindung zwischen dem Reichsverteidigungskommissar und dem zu verräterischen Zwecken aufgebotenen Wachbataillon „Großdeutschland" wiederherstellte. Ich tue es aber zweitens darum, um meinen Kommandeur

in dem Gewissenskonflikt zu entlasten, in dem er stand, als er mich auf meine Bitte hin aus seiner Befehlsgewalt entließ und so die Möglichkeit gewann, die Freiheit für sein Handeln wieder zu gewinnen. Daß der Putsch innerhalb von Stunden niedergeschlagen oder, besser gesagt, aufgefangen werden konnte, ist einzig und allein dieser Tat Majors Remers zuzuschreiben, der sein Bataillon auf diese Weise als erste Einheit überhaupt frei bekam. Über die Art der Durchführung der späteren militärischen Aktion steht mir kein Urteil zu, dieses Urteil aber wurde in der Schlußansprache des Reichsführers SS Himmler an Major Remer und die Männer des Bataillons gewürdigt.

Der Bericht muß abschließend noch einmal betonen, daß ohne das menschliche Vertrauen, das Major Remer in mich setzte, meine Aktion der Verbindungsaufnahme mit Dr. Goebbels nicht möglich gewesen wäre. Es ist mein Dank an diesen großen Soldaten, daß er mir in einer den herkömmlichen Gepflogenheiten widersprechenden Weise, aber in höchster militärischer Freiheit und nationalsozialistischer Verantwortung die Gelegenheit zum Einsatz meiner Person gegeben hat.

Bayreuth, den 16. 10. 1944

gez. Dr. Hagen

Hauptmann im Wachregiment „Großdeutschland“

(Zeuge für den Gesamtvorgang ist selbstverständlich der jetzige Oberst Otto Ernst Remer).

Ein völliger körperlicher Zusammenbruch meinerseits und Johns Ausflug nach Ostberlin machten eine neue Bitte um Akteneinsicht unmöglich. Aber seine im „Parlament" gegebene Darstellung der Ereignisse wuchert weiter in der öffentlichen Meinungsbildung des Rundfunks, Films, Fernsehens und der Presse bis auf den heutigen Tag.

Nun kamen 1961 die „Kaltenbrunner-Berichte" im Seewald-Verlag Stuttgart heraus, und damit war die Möglichkeit gegeben, auf breiter, zeitgenössischer Basis die Quellen zu studieren. Der Leser möge selbst entscheiden, ob mein bereits 1951 aus dem Gedächtnis niedergelegter Tatzeugenbericht „Zwischen Eid und Befehl" oder die allesamt auf Johns „Quellenauswertung" fußenden zeitgeschichtlichen Darstellungen der Wahrheit näherkommen. Wenn ein „Bericht" schon den Standort des Wachregiments nach Döberitz verlegt, ist die trübe Quelle angedeutet.

[1]) Otto Ernst Remer, geboren 18. August 1912 in Neubrandenburg-Mecklenburg. Vater Justizinspektor im Auswärtigen Amt. Sechs Söhne, zwei im Kriege gefallen. Der Sohn Otto Ernst tritt nach Absolvierung des humanistischen Gymnasiums am 1. April 1933 als Fahnenjunker in das I.R. 4, Kolberg; 1. April 1935 Leutnant; 1. Juni 1938 Oberleutnant und Kompaniechef. Seit Kriegsbeginn an der Front, niemals in Stabsstellungen, stets Truppenführer. Am 18. Mai 1943 Ritterkreuz als Bataillons-Kommandeur in der Division „Großdeutschland", am 1. Januar 1943 zum Major befördert; der neunmal feindverwundete Offizier erhält am 12. November 1943 als 325. Soldat der Deutschen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz.

[2]) Die Darstellung des anschließenden Gesprächs durch Herrn Heintz in seinem „Offenen Brief" an Herrn Remer, abgedruckt in „Die Deutsche Wirklichkeit" Nr. 18 vom 1. September 1949, kann nicht stimmen. Dort heißt es wörtlich: „Als Sie — gemeint ist Remer — gegangen waren, schlug ich dem Generalleutnant von Hase vor, Sie sofort mit einem fingierten Auftrag nach Italien zu schicken und das Wachbataillon für ein paar Tage mir zu unterstellen ... Generalleutnant von Hase sah uns vorwurfsvoll an und entschied: Major Remer ist ein treuer und zuverlässiger Offizier.

Er trägt hohe Kriegsauszeichnungen und wird mir deshalb gehorchen! Ich antwortete, und jedes Wort klingt noch, wie eben gesprochen: „Auf der Brust trägt der Major Remer das Goldene Hitlerjugend-Abzeichen und deshalb wird er gegen uns stehen!"

Dazu sind zwei Erläuterungen zu machen, die den gegenständlichen Wert dieser „Dokumentation" wohl etwas einschränken müssen. Einmal: der Generalleutnant von Hase hatte gar keine Möglichkeit, den vom Heerespersonalamt unmittelbar eingesetzten Kommandeur der Wachtruppe in andere Aufträge zu versetzen; sämtliche Führungsverhältnisse der Division „Großdeutschland" unterstanden nur dem HPA und dessen Chef, dem General Schmundt. Entscheidend aber für die historische Glaubhaftigkeit von Heintz ist die Tatsache, daß ihn seine Augen und Ohren damals wie heute getäuscht haben müssen, denn Major Remer konnte am 18. Juli das Goldene HJ-Abzeichen noch nicht getragen haben; es wurde ihm von Baldur von Schirach erst in den Tagen anfangs August anläßlich einer Parade des Wachregimentes verliehen, und zwar ausdrücklich wegen des Eingreifens am 20. Juli. Einer Darstellung geschichtlicher Vorgänge mit solchen Halluzinationen aus späterer Rückschau ist jeder Quellenwert abzusprechen.

[3]) Dr. Hagen war zur Dienstleistung ins Propagandaministerium kommandiert, wo er in der Schrifttumsab-

teilung und in der Schriftleitung der Wochenzeitung „Das Reich" Dienst tat. Infolge seiner Verwundungen war er nicht einmal mehr zu einem Garnisonsdienst zu verwenden.

[4]) Man hatte in der Kommandantur mit fünf Kompanien gerechnet, tatsächlich waren aber nur drei davon verfügbar, die vierte war auf Wache, die fünfte hatte Ausgang. In der Kommandantur hatte man jedoch die Soll-Stärke der fünf Kompanien stillschweigend für die jeweils verfügbare Ist-Stärke eingesetzt.

[5]) Tatsächlich gab Remer später immer wieder seine Zweifel zu, daß er zu Beginn des Gesprächs den Verdacht hatte, es könnte ihm eine Sprechplatte vorgespielt werden.

[6]) Mitteilung des Sohnes A. P. Fellgiebel an den Autor.

[7]) Der Widerspruch zwischen der Darstellung im Tatzeugenbericht (S. 52), wonach Konteradmiral Voß die Tasche an den Sockel schob, und der Schilderung in der Rede in Bad Boll (S. 121), in dem diese Handlung dem General der Flieger Korten zugesprochen wird, erhält jetzt seine Klärung. In einem Brief an den Verfasser vom 13. 2. 1959 bekennt sich der aus sowjetischer Gefangenschaft heimgekehrte Vizeadmiral Voß zu dieser Handlung.

[8]) Mitteilung Konteradmiral v. Puttkamer.

[9]) Paul Schmidt hat in seinem Buch „Statist auf

diplomatischer Bühne“ diesen Akt in einer düsteren Eindringlichkeit beschrieben, hoch über jeder Tendenz oder Zweckpropaganda. Er hat es nicht nötig, billige Augenblicksmaßstäbe anzulegen, wie es fast alle Darstellungen dieses Ereignisses bisher getan haben. Der Grund liegt darin, daß ihre Verfasser, die selbst gar nicht oder nur am Rande beteiligt waren, sich dadurch ins Blickfeld der Öffentlichkeit stellen möchten. Das Musterbeispiel einer solchen Geschichtsklittierung ist etwa Wolfgang Müllers Broschüre „Gegen eine neue Dolchstoßlüge. Ein Erlebnisbericht zum 20. Juli 1944.“

Wie anders steht das Buch des ehemaligen Chefdolmetschers beim Auswärtigen Amt, des Gesandten Paul Schmidt, der gegen die Front solcher billigen Schriften einen aus Eigenerleben kommenden, vollgültigen Beitrag zur echten Dokumentation schreibt. Ihm entnehmen wir nachstehende Stelle:

„Nach meiner Wiederherstellung wurde ich für den 20. Juli 1944 ins Hauptquartier nach Ostpreußen beordert, wo ein Treffen zwischen Mussolini und Hitler stattfinden sollte. Am frühen Nachmittag dieses Tages kam ich im Wagen an der ersten Sperre an, die das Lager von der Außenwelt abschloß. Punkt drei sollte ich bei der Ankunft Mussolinis auf dem Kleinen Bahnhof des Hauptquartiers bereit stehen. Dieser Bahnhof bestand nur aus zwei Geleisen, einem schmalen, niedrigen Bahnsteig, der noch nicht einmal gepflastert war,

und einer verandaartigen, offenen Wartehalle. Aus Tarnungsgründen trug er den Namen Görlitz, was uns Berliner veranlaßte, immer vom Görlitzer Bahnhof zu sprechen. Auf diesem kleinen Haltepunkt, wie er wohl eisenbahntechnisch einzuklassifizieren wäre, waren schon viele wichtige Besucher im Hauptquartier angekommen. Dörnberg hatte auch hier bei festlichen Gelegenheiten einen Bahnhof in Miniaturausgabe ohne roten Teppich und Fahnen, aber mit Uniformen und Würdenträgern aufgebaut.

Der Görlitzer Bahnhof war an jenem Nachmittag mein Ziel, aber ich hatte einige Mühe, ihn zu erreichen. „Auch wenn Ihnen der Kaiser von China einen Ausweis ausgestellt hätte," sagte der Posten am ersten Sperrkreis, „so könnte ich Sie nicht durchlassen." „Aber Sie kennen mich doch, ich bin der Dolmetscher des Auswärtigen Amtes und muß bei der Ankunft eines Besuchers weisungsgemäß um 3 Uhr auf dem Bahnhof Görlitz sein", erwiderte ich. Und als mich der Posten trotzdem nicht passieren lassen wollte, fragte ich nach dem Grunde. „Wegen des Ereignisses", erklärte er, offenbar befehlsgemäß, lakonisch. Ich verhandelte weiter, bis er sich schließlich bereit erklärte, mit seinem Wachoffizier zu telefonieren. Dann durfte ich passieren. Es war alles höchst geheimnisvoll.

Auf dem kleinen Bahnhof von Görlitz erfuhr ich dann durch Hitlers Leibarzt, Professor Morell, von dem

Attentat, das sich wenige Stunden vorher bei der Lagebesprechung ereignet hatte. Er war noch völlig fassungslos und erzählte in abgerissenen Sätzen, daß Hitler fast unverletzt davongekommen war. „Anscheinend hat er sich auch gar nicht aufgeregt“, versicherte er mir, „denn sein Puls ging, als ich ihn auf etwaige innere Verletzungen untersuchte, völlig ruhig und normal wie an jedem anderen Tage“. Als der Arzt gerade im Begriffe war, mir weitere Einzelheiten zu schildern, erschien Hitler selbst auf dem Bahnhof. Äußerlich war ihm überhaupt nichts anzumerken. Erst als ein paar Minuten später der Zug mit Mussolini eintraf, sah ich, wie Hitler seinem Gast bei der Begrüßung die linke Hand reichte. Außerdem fiel mir auf, daß er sich recht langsam bewegte und Mühe zu haben schien, den rechten Arm zu heben.

Auf dem kurzen Wege von einigen hundert Metern, die den Bahnhof von den Bunkern und Baracken des Waldlagers trennten, erzählte Hitler Mussolini kurz, was vorgefallen war. Er tat es mit einer auffallend ruhigen, fast monotonen Stimme, während sich auf Mussolinis Gesicht deutlich das Entsetzen darüber abzeichnete, daß mitten im Hauptquartier auf den deutschen Diktator ein Attentat verübt werden konnte. Von diesem Entsetzen hatte sich Mussolini, der mit aufgerissenen Augen Hitler anstarrte, offensichtlich noch nicht erholt, als wir zu dritt die Baracke betraten, in

der die Explosion während der Lagebesprechung stattgefunden hatte. Die Tür zum Kartenzimmer war geborsten und lehnte an der gegenüberliegenden Barackenwand. Der Raum selbst bot ein Bild toller Verwüstung, so wie ich es in Berlin oft gesehen hatte, wenn eine schwere englische Mine neben einem Haus niedergegangen war und alle Räume durchpustet hatte. Tische und Stühle lagen in wüstem Durcheinander zersplittert am Boden. Die Deckenbalken waren herabgestürzt und die Fenster mitsamt den Rahmen nach außen geflogen. Der große Kartentisch, vor dem ich so manche Schaulage für Antonescu übersetzt hatte, war nur noch ein Haufen geborstener Bretter und Tischbeine.

„Hier ist es geschehen", sagte Hitler ruhig, während Mussolini vor Bestürzung fast die Augen aus dem Kopf zu fallen schienen. Er war leichenblaß geworden, denn er hatte die Nachricht vom Attentat völlig unvorbereitet empfangen, als er den Zug verließ. „Hier an diesem Tisch habe ich gestanden", erklärte dann Hitler weiter, auffallend teilnahmslos und wie geistesabwesend. „So habe ich mich mit dem rechten Arm auf den Tisch gelehnt, um auf der Karte etwas nachzusehen, als mir plötzlich die Tischplatte entgegenflog und meinen Arm nach oben riß." Er machte eine Pause. „Hier, unmittelbar vor meinen Füßen, ist die Bombe explodiert." Voll ungläubigen Entsetzens schüttelte Mussolini nur den Kopf. Dann zeigte ihm Hitler die bei der Explosion

anscheinend durch den Luftdruck völlig zerrissene Uniform, die er getragen hatte und die noch über einem demolierten Stuhl hing. Er drehte Mussolini seinen Hinterkopf zu, um ihm seine angesengten Haare zu zeigen.

Eine Weile wurde unter dem überwältigenden Eindruck der Zerstörungen und der Gefahr, der Hitler entronnen war, kein Wort zwischen beiden Männern gewechselt. Dann setzte sich Hitler auf eine umgestürzte Kiste, und ich mußte für Mussolini einen der wenigen noch benutzbaren Stühle herbeiholen. So saßen sich beide inmitten dieser Trümmer gegenüber.

„Wenn ich mir noch einmal alles vergegenwärtige", sagte dann Hitler, wieder mit einer auffallend leisen Stimme, „so ergibt sich für mich aus meiner wunderbaren Errettung, während andere im Raum Anwesende schwere Verletzungen davongetragen haben und einer sogar durch den Luftdruck zum Fenster hinausgeschleudert wurde, daß mir eben nichts passieren soll, besonders, da es nicht das erstemal ist, daß ich auf wunderbare Weise dem Tod entronnen bin."

Diese Sätze beeindruckten den abergläubischen Südländer Mussolini sichtlich. Dann sprach Hitler die bemerkenswerten Worte: „Nach meiner heutigen Errettung aus der Todesgefahr bin ich mehr denn je davon überzeugt, daß es mir bestimmt ist, nun auch unsere gemeinsame große Sache zu einem glücklichen Abschluß

zu bringen!" Lebhaft nickte Mussolini mit dem Kopf. „Nachdem ich das hier gesehen habe", sagte er mit einer Handbewegung auf die Trümmerstätte, „bin ich absolut Ihrer Meinung. Das war ein Zeichen des Himmels!"

Noch eine ganze Weile saßen die beiden Diktatoren, der eine auf seinem wackligen Stuhl und der andre auf der umgestürzten Kiste, in diesem Durcheinander gegenüber. Erst nach geraumer Zeit hatte Mussolini seine Fassung soweit wiedergewonnen, daß er seinem Kollegen zu seiner Rettung gratulierte. Dann erhoben sich beide, und ihre Beratungen wurden in einem der Bunkerzimmer fortgesetzt. Aber es wurde an jenem Nachmittag weder von Hitler deklamiert, noch von Mussolini gewarnt. Über dem stillen, ziemlich belanglosen Gespräch der beiden lag ein Hauch von Abschied, und tatsächlich war dies auch das letztemal, daß sich Mussolini und Hitler sahen."

Soweit der Chefdolmetscher des Auswärtigen Amtes als Kronzeuge dieser Szene.

[10]) Außer der Panzer-Ersatzbrigade Döberitz und den Ersatzeinheiten der Standarte „Feldherrnhalle" in Güterfelde; die SS-Einheiten waren ja am frühen Nachmittag bereits von Goebbels „in den Skat gelegt" worden.

[11]) Im November wird Adolf Hitler Zossen als sein Hauptquartier beziehen.

[12]) Probleme um den BdE, Generaloberst Fromm. Er

wurde, entgegen allen bisherigen Vermutungen, nicht wegen Mitwisserschaft oder dergleichen vors Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt, sondern wegen „Unentschlossenheit und Feigheit vor dem Feind" und wegen „mangelnder Dienstaufsicht." Er hatte den Verschwörern sein Ehrenwort gegeben, den Haftraum nicht zu verlassen. Und die Ausführungsbefehle zu Walküre I und II im Sinne der Verschwörung glaubte man am sichersten in Fromms Panzerschrank verwahrt, wo der BdE auch tatsächlich niemals nachgesehen hat. Er fiel bei der Erschießung am 12. April 1945 mit den Worten: „Es lebe der Führer!"

[13]) Klüter Blätter. Monatsschrift. Türmer-Verlag, Heft I, 1962, München.

[14]) Beim Attentat wurden sofort getötet bzw. starben an seinen Folgen: Generalmajor Schmundt, General der Flieger Korten, Oberst i. G. Brandt, und der Stenograph Dr. Berger.

Neben der Stellung der Wachen am Ehrenmal, vor der Reichskanzlei, vor dem Oberkommando des Heeres und der Stadtkommandantur hatte das Wachregiment „Großdeutschland" die Aufgabe, alle Staatsakte und großen militärischen Ereignisse, etwa auch Trauerparaden, anzuführen.

In der Bezeichnung „Wach"-Regiment steckt nicht nur das alte Wort „Garde", sondern der im Lauf des Krieges vom Regiment bis zum Korps immer weiter aufgestockte Heeres-Verband „Großdeutschland" hatte auch die Aufgabe, das Wachbataillon und ab 1944 das Wachregiment in Berlin zu stellen.

Bild 1 Das Wachregiment mit seiner Musikkapelle eröffnet den Vorbeimarsch der Ehrenformationen vor Schinkels „Wache" Unter den Linden und geleitet den Fahnenblock der Wehrmacht.

Bild 2 Der Reichsverteidigungskommissar und Gauleiter von Berlin, Dr. Josef Goebbels, beim Dankbesuch im Kasino des Wachregiments Anfang August 1944. Zu beiden Seiten Hauptmann Dr. Hagen und Oberst Remer. Im Hintergrund Oberstleutnant Fabich, Oberst Strewe, Kommandant des Führerhauptquartiers, Gauleiter von Wien, Baldur von Schirach, Berlins Bürgermeister Steeg und ganz rechts Major Wackernagel, Ersatzbrigade „Großdeutschland", Cottbus.

Bild 3 Eine Kompanie des Wachregiments „Großdeutschland" zieht zum täglichen Wachwechsel durch das Brandenburger Tor der Reichshauptstadt.

Bild 4 Eine Lagebesprechung im Führerbunker. Über die Karten gebeugt: Generalfeldmarschall Keitel, Generalfeldmarschall von Brauchitsch, Adolf Hitler, Generaloberst Halder, der spätere Generalfeldmarschall Paulus, General Heusinger. Dahinter die Adjutanten Schmundt, Engel, von Below. (Planskizze: Führerhauptquartier „Wolfsschanze“ Haus 14).

Bild 5 Der Führerhäuser-Komplex (Planskizze 8/22

Bild 6 Der Führerbunker in „Wolfsschanze“. Adolf Hitler mit den Oberbefehlshabern der Kriegsmarine Raeder und Dönitz. (Planskizze: Haus 8/22).

Bild 7 Widerlegung des Propagandamärchens nach dem Kriege, wonach jeder Besucher im Führerhauptquartier vorher durchsucht worden wäre und die Waffen hätte abgeben müssen. Generaloberst Model empfängt umgeschnallt die Brillianten zum Ritterkreuz. Von links nach rechts: Model, Keitel, Hitler, Schmundt. (Planskizze: Haus 8).

Bild 8 Weitere Widerlegung, wonach die Umgebung Hitlers nur waffenlos hätte betreten werden dürfen. Zwei Offiziere der Luftwaffe nehmen umgeschnallt in Hitlers Arbeitsraum das Eichenlaub zum Ritterkreuz entgegen. (Planskizze: Haus 8).

Bild 9 Lagebesprechung im Bunker. Wehrmachtsführungsstab. (Planskizze: Haus Nr. 14).

Bild 10 Führerbunker (Planskizze: 8/22) Neben Adolf Hitler Reichsmarschall Hermann Göring.

Bild 11 Der Fußboden war nicht betoniert, die auf den Waldboden gelegten Bretter (siehe das Loch im Humus) wirkten vielmehr als Federung, anstatt daß sie die Verdämmung gesteigert hätten. Die hohen und wegen der großen Mittagshitze zusätzlich geöffneten Fenster verminderten zu alledem noch den vorausberechneten Detonationseffekt. (Planskizze: Haus 18).

Bild 12 Die Explosionswirkung des englischen Sprengstoffes in Stauffenbergs Bombe. Die schwere Holzplatte des Kartentisches wurde von den Eichensockeln gehoben. Nur der äußerste, von der Bombe abgewendete Pfeiler blieb in seiner Verankerung stehen. (Planskizze: Haus 18).

Bild 13 Adolf Hitler besucht im Lazarett von Rastenburg die beim Attentat Verletzten. Der Wattebausch in seinem Ohr belegt die Tatsache, daß auch ihm, obwohl er bei dem Attentat im toten Winkel stand, das Trommelfell geplatzt war. Das Bild zeigt von links nach rechts Adolf Hitler, Kapitän zur See Assmann, Konteradmiral von Puttkamer.

GRUNDSÄTZLICHE LISTE DER STÄNDIGEN TEILNEHMER AN DER FÜHRERLAGEBESPRECHUNG

1. *der Führer*
2. *Chef OKW Feldm. Keitel*
3. *Adjutant Chef OKW*
4. *Chef WFSt., Gen.-Oberst Jodl*
5. *Gen.-Stbs.-Offz. beim Chef WFSt.*
6. *Stellv. Chef WFSt. Gen. Warlimont*
7. *Abtl. Chef Marine beim Stellv. Chef WFSt.*
8. *Chef Gen.-Stab Heer*
9. *Chef Op-Abtl. Heer*
10. *Chef Gen.-Stab Luftwaffe*
11. *Chefadj. Wehrmacht b. Führer*
12. *Adj. Heer*
13. *Adj. Marine*
14. *Adj. Luftwaffe*
15. *Adj. Waffen-SS*
16. *Vertreter des OKM*
17. *Vertreter des Reichsmarschalls*
18. *Vertreter des Reichsführers SS*
19. *Vertreter des Reichsaußenministers*
20. *Reichspressechef oder Vertreter*

22.—22. *Stenografen*

Weitere Teilnehmer von Fall zu Fall.

Dem Attentat fielen zum Opfer: die Generale Korten und Schmundt, der Oberst Brandt und der Stenograph Dr. Berger. Verletzt wurden: die Generale Jodl, Bodenschatz, Scherff, Buhle, Heusinger, die Admirale Voss und von Puttkamer sowie Kapitän z. See Assmann und Oberstleutnant Borgmann.

LAGEPLAN WOLFSSCHANZE NACH EINER IM WINTER 1945/46 GEZEICHNETEN SKIZZE

1. Bauabschnitt 1940/41

Sperrkreis I
1 Wachhaus
2 Reichspressechef
3 Gäste
4 RSD + Begleitkommando
5 Diener
6 Sauna
7 RL Bormann
8 Führer
9 Nachrichtenzentrale
10 Generale, Friseur
11 Pers. Adjutanten, Arzt
12 Adjutantur der Wehrmacht
13 Kasino
14 OKW + WFSt,
sogen. Lagebunker
15 Altes Teehaus
16 Heizhaus

2. Bauabschnitt 1942/43

Holzbauten bzw. Baracken, später gegen Brandbomben ummantelt

Sperrkreis Ia.
17 wie 3
18 Gästebaracke
Lageraum am 20. Juli
19 wie 4
20 Stenographen
21 wie 7
22 wie 8
Lagezimmer ab Nov. 42
23 wie 10
24 Kino
25 wie 11

26 Heerespersonalamt
27 wie 12
28 Neues Teehaus
29 Chef OKW
30 ObM. später entfernt
31 Kasino II + Kantine
32 Chef NFSt
33 Reichsmarschall
34 Gäste (Speer)
35 Reichsaußenminister
36 OKM
37 OKL
38 Co u. M

3. Bauabschnitt 1944, schwere Bunker

39 Führer v. Juli b. Sept. 44, ab Okt. RF SS
40 Allgem. Bunker
41 Führerbunker ab Okt. 44
42 wie 9
43 Bunker Reichsmarschall
44 Allgem. Bunker

(zu 40, 43, 44 fraglich, ob bis Nov./Dez. 44 noch fertig)

zusätzl. Absperrungen während 3. Bauabschnitt

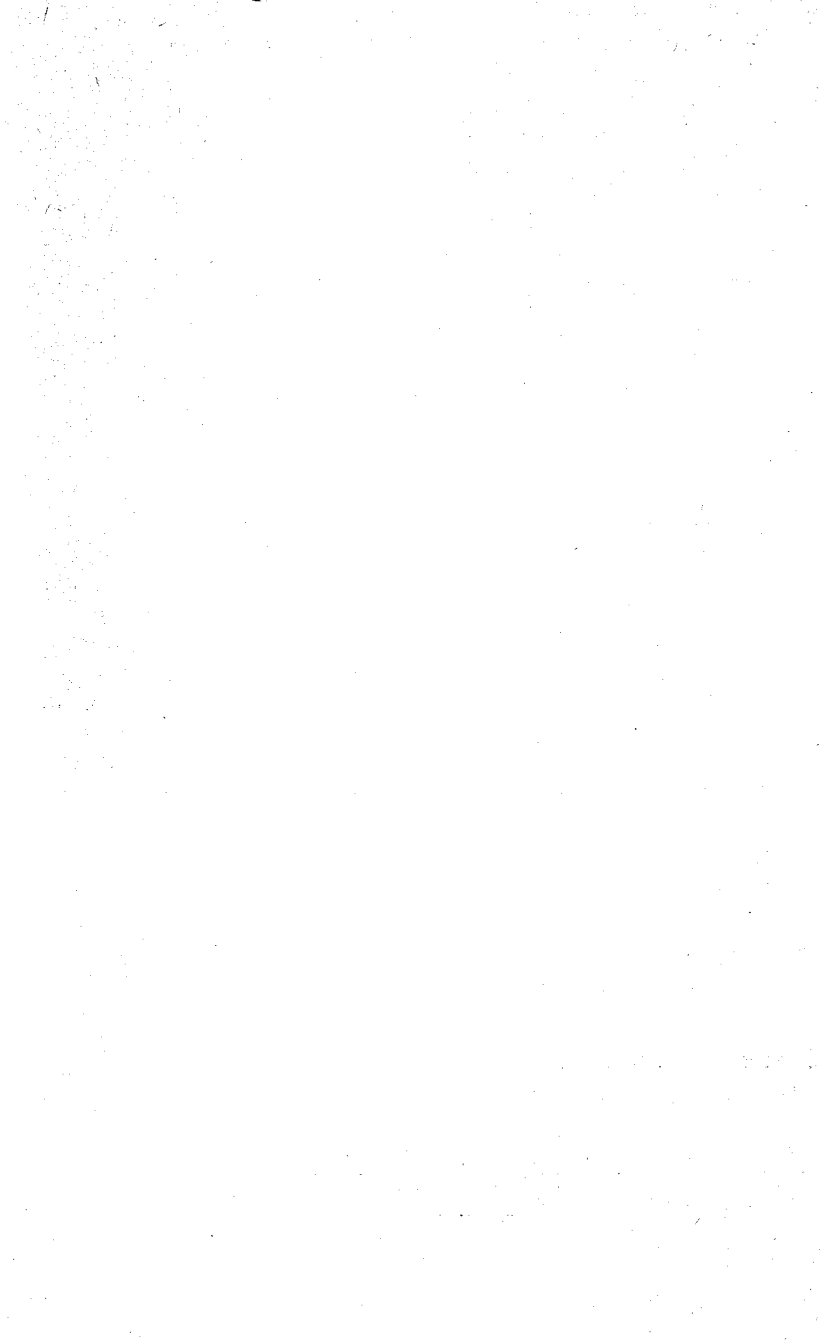
Eisenbahn v. Rastenburg n. Angerburg, in Betrieb nur für Verkehr v. FHQ zum OKH im Mauerwald

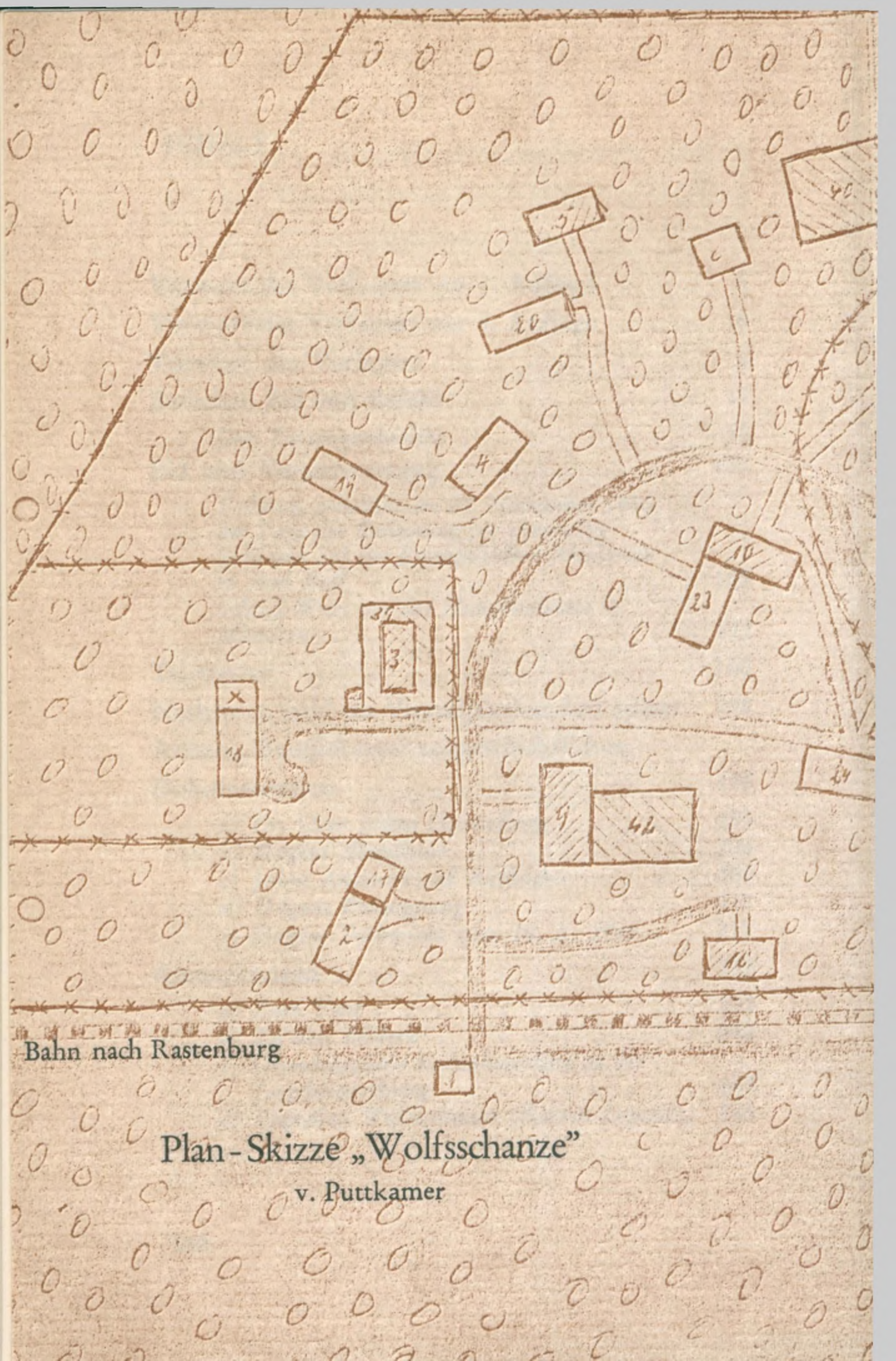
Fahrstraßen und Parkplätze

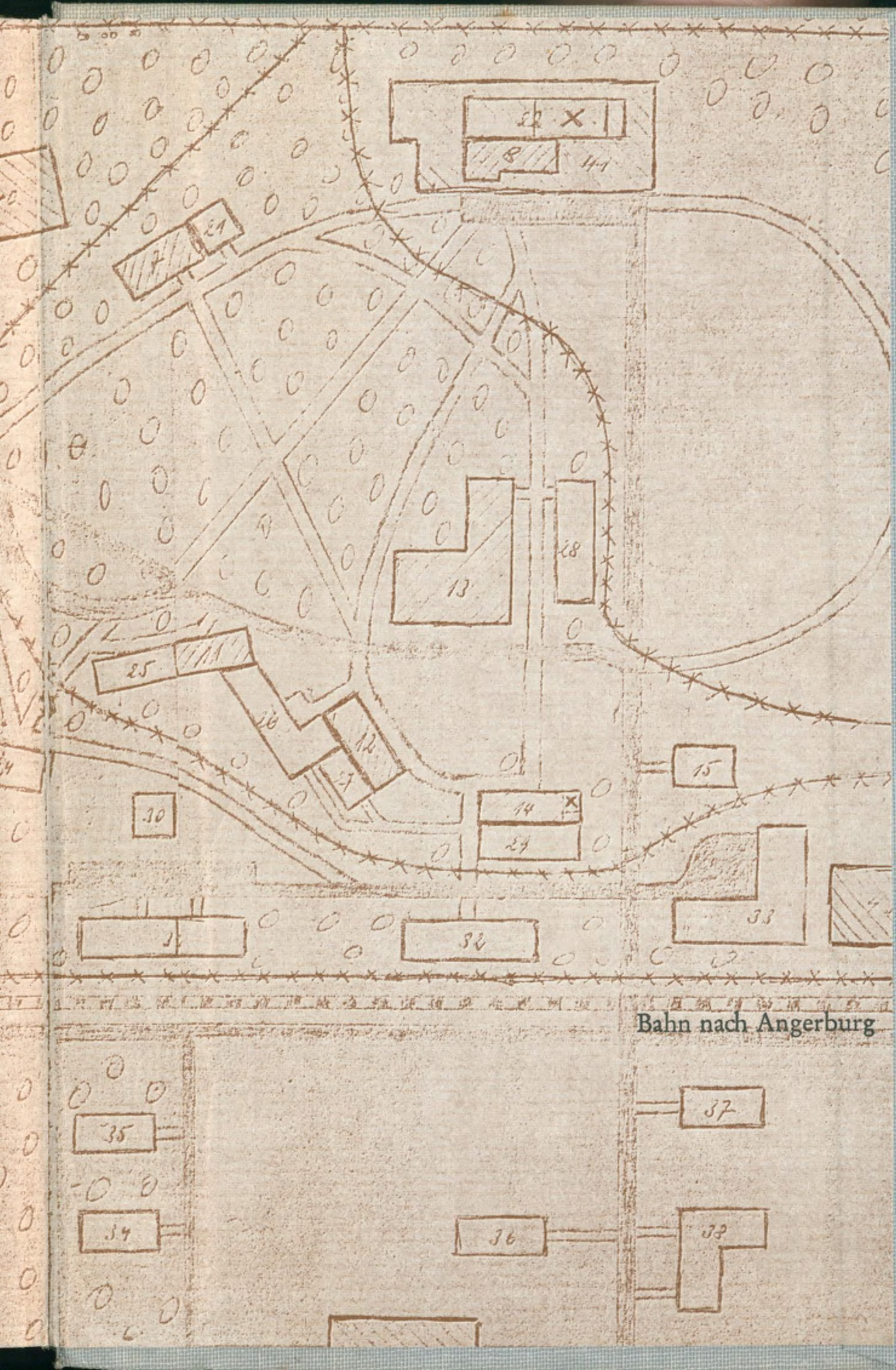
Fußwege

Anmerkung: Maßstab und Zuwege zu den einzelnen Gebäuden nicht genau.

INHALT




Bahn nach Rastenburg
Plan-Skizze „Wolfsschanze"
v. Puttkamer


Bahn nach Angerburg
8
41
13
28
25
11
12
10
14
15
32
33
35
37
34
36


HANS W. HAGEN · ZWISCHEN EID UND BEFEHL